

Die Welt des Übersinnlichen

Frank Smyth

Geister und Poltergeister



P
ein Ullstein Buch

Ullstein Buch Nr. 3531
im Verlag Ullstein GmbH, Frankfurt/M — Berlin — Wien
Englischer Originaltitel:
Ghosts and Poltergeists
Übersetzt von Bernd Rullkötter

Deutsche Erstausgabe

Umschlagentwurf: Hansbernd Lindemann
Umschlagabbildung: »Saul und die Hexe von Endor«
(Szene aus dem 1. Buch Samuel, 28,
in der König Saul die Hexe bittet,
den Geist Samuels heraufzubeschwören.)
[Wadsworth Athenecum, Hartford, Connecticut]

Alle Rechte vorbehalten

© 1975 Aldus Books Limited, London

Deutsche Ausgabe © 1978 by Verlag Ullstein GmbH,
Frankfurt/M — Berlin — Wien

Printed in Germany 1978

Gesamtherstellung: Augsburg Druck- und Verlagshaus GmbH
ISBN 3 548 03531 0

P45P 29



1988, 1581

(B 1877)

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Smyth, Frank:

Geister und Poltergeister / Frank Smyth.

[Übers. von Bernd Rullkötter].

— Dt. Erstausg. — Frankfurt/M, Berlin, Wien: Ullstein, 1978.

((Ullstein-Bücher) Ullstein-Buch; Nr. 3531: Die Welt d. Übersinnlichen)

Einheitssacht.: Ghosts and poltergeists (dt.)

ISBN 3-548-03531-0

Frank Smyth

Geister und Poltergeister

Mit 26 farbigen und 70 einfarbigen Abbildungen

ein Ullstein Buch

INHALT

Sehen und Glauben	5
Warnungen und Voraussagen	23
Spukstätten	37
Nichtmenschliche Geister	57
Familiengeister	74
Die Poltergeister	84
Die Jäger kommen	106
Einer Erklärung entgegen	132
Nachweis der Abbildungen	152

SEHEN UND GLAUBEN

Während er als junger Mann in Boston lebte, ging der Schriftsteller Nathaniel Hawthorne häufig in die Atheneum-Bibliothek. Unter den bekannten Persönlichkeiten, denen er gewöhnlich im Lesesaal begegnete, war Reverend Dr. Harris, ein über achtzigjähriger Geistlicher, der jeden Tag um die Mittagszeit in einem Sessel am Kamin saß und die *Boston Post* las. Eines Abends hörte Hawthorne, nachdem er tagsüber die Bücherei besucht und Dr. Harris wie üblich in seinem Sessel gesehen hatte, zu seinem Erstaunen von einem Freund, daß der alte Mann kürzlich gestorben sei. Er war noch erstaunter, als er am folgenden Tag den Lesesaal betrat und wieder Dr. Harris erkannte, der am Kamin seine Zeitung las. Hawthorne verbrachte geraume Zeit in dem Saal, las und warf der scheinbar kompakten, wie lebendig wirkenden Gestalt gelegentlich einen verstohlenen Blick zu. Noch wochenlang sah er den alten Mann in seinem Sessel. »Schließlich«, berichtete Hawthorne, »nahm ich von dem ehrwürdigen Verstorbenen nicht mehr Notiz als von den anderen alten Knaben, die sich vor dem Feuer wärmten und über ihren Zeitungen dösten.« Keiner dieser »alten Knaben« schien den Geist zu sehen, obwohl viele von ihnen enge Freunde von Dr. Harris gewesen waren. Es war also um so merkwürdiger, daß dieser Geist Hawthorne erschien, der ihn nur vom Ansehen kannte. Vielleicht aber bemerkten ihn die anderen ebenfalls, weigerten sich jedoch genauso wie Hawthorne, es zuzugeben.

Hawthorne beschrieb dieses Erlebnis Jahre später in einem Brief an einen Freund und wunderte sich über seinen eigenen Widerwillen, das Phänomen zu erforschen – es zum Beispiel zu berühren oder ihm die Zeitung wegzunehmen. »Vielleicht widerstrebte es mir, die Illusion zu zerstören und mich selbst einer so guten Gespenstergeschichte zu berauben, die wahrscheinlich auf ganz alltägliche Weise erklärt werden konnte.« Mit der Zeit, schrieb Hawthorne, sei ihm aufgefallen, daß der alte Herr ihn mit einer gewissen Erwartung anzublicken schien. Der Romanautor dachte, daß er vielleicht etwas mitzuteilen habe und darauf hoffte, daß Hawthorne ihn ansprach. »Aber wenn das der Fall war, bewies der Geist das schlechte Urteilsvermögen, das für seine Art typisch ist – sowohl was den Ort des Gesprächs als auch was die Person betraf, die er sich für seine Mitteilung ausgesucht hatte. Im Lesesaal der Atheneum-Bibliothek ist jede Unterhaltung streng verboten. Ich hätte die Erscheinung nicht ansprechen können, ohne die sofortige Aufmerksamkeit und das empörte Stirnrunzeln der schläfrigen alten Herren, die mich umgaben, zu erregen... Und wie lächerlich ich ihnen vorgekommen wäre, wenn ich mich feierlich an etwas gewandt hätte, was in den Augen der übrigen nichts als ein leerer Sessel war. Außerdem«, schloß Hawthorne mit einem letzten Hinweis

auf die gesellschaftlichen Gepflogenheiten, »war ich Dr. Harris nie vorgestellt worden ...«

Eines Tages saß die Gestalt nicht mehr auf dem Sessel am Kamin, und Hawthorne sollte sie nie wieder sehen.

Was sollen wir von dieser Geschichte halten? Hat der Schriftsteller Hawthorne einfach ein Garn gesponnen? Vermutlich nicht, denn ein geschickter Literat wie er hätte bestimmt eine fiktive Geistergeschichte erzählt, die besser aufgebaut und spannender gewesen wäre. Als Fiktion ist die Geschichte fade, als übersinnliche Erfahrung jedoch von höchstem Rang. Es handelt sich um keine nebelhafte und transparente »graue Dame«, die ein leicht zu beeinflussender Mensch mit schwachen Augen für ein paar Sekunden in einem verdunkelten Flur wahrnahm. Es geht um eine offenbar stabile Gestalt, die regelmäßig über Wochen hinweg von einem Mann beobachtet wurde, der – wenn auch einfühlsam und zum Mystischen hingezogen – zweifellos intelligent war. Was sah er wirklich?

Viele Menschen hätten sofort eine Antwort bereit: Hawthorne sah den Geist des verstorbenen Dr. Harris, der aus irgendeinem Grunde daran gehindert war, ins Jenseits überzugehen, und zeitweilig an dem Ort gefangen war, den er zu Lebzeiten »heimgesucht« hatte.

Der Glaube an ein Leben nach dem Tode, dem fast alle Völker seit den frühesten Zeiten anhängen, verlich Geistern einst eine Legitimität, die ihnen in unserer skeptischeren Kultur fehlt. Die meisten Religionen setzten die Existenz eines oder mehrerer Orte voraus, die die Geister nach dem Tode aufsuchen, und besitzen bestimmte Riten, um den Übergang der Seele ins Jenseits zu garantieren. Aber man glaubte auch in diesem oder jenem Maße daran, daß sogar nach dem Tode eine gewisse Verbindung zwischen Körper und Geist besteht und es von großer Bedeutung ist, den Leichnam so zu begraben, daß der Geist des Verstorbenen nicht zurückkommen kann, um die Lebenden zu bedrängen. Zum Beispiel binden manche primitiven Völker die Arme und Beine einer Leiche fest, um zu verhindern, daß sie umherwandert. Traditionsgemäß wurde angenommen, daß der Geist einer Person, die stirbt, ohne die letzten Riten zu empfangen, oder durch eigene Hand sowie gewaltsame oder tragische Umstände das Leben verliert, auf der Erde verharren kann.

Ein solcher gefangener Geist bildet den Mittelpunkt der ersten spiritistischen Forschung, die verzeichnet ist. In Athen stand im 1. Jahrhundert n. Chr. ein Haus, in dem der Geist eines grauhaarigen alten Mannes, dessen Hände und Füße mit Eisenketten gefesselt waren, umgehen sollte – ein Gespenst, das dem später unsterblich gewordenen, mit Ketten rasselnden Marley in Dickens' *A Christmas Carol* (Ein Weihnachtslied) glich. Dieser Geist sollte einen Mann zu Tode erschrecken haben, und bald zog niemand mehr in das Haus ein. Schließlich setzte der Eigentümer die Miete auf eine lächerlich geringe Summe herab, um wenigstens etwas einzunehmen. Der Philosoph Athenodorus erfuhr von diesem günstigen Angebot und interessierte sich für die Hin-



In der Mitte des 19. Jahrhunderts verbanden sich die neue Kunst der Photographie und der neue Kult des Spiritismus, um Bilder wie diese geschickte Fälschung zu produzieren. Der verzweifelte Witwer, offenbar in Gedanken verloren, wird von dem Geist seiner geliebten Frau besucht.

tergründe. Er zog sofort ein, um Nachforschungen anzustellen, und wurde schon in der ersten Nacht vom Lärm rasselnder Ketten belohnt.

Kurz darauf erschien die schmale graue Gestalt des gefesselten Geistes in seinem Zimmer und winkte ihm zu. Athenodorus ignorierte ihn; der Geist kam dann näher, hantierte aufgeregt mit den Ketten und winkte dabei ständig. Der Philosoph blieb weiterhin regungslos. Endlich gab das Gespenst seine Bemühungen auf, wandte sich um, schleppte seine Fesseln hinter sich her auf den Hof und verschwand plötzlich. Athenodorus beobachtete es aus den Augenwinkeln und merkte sich sorgfältig, wo es verschwunden war.

Am nächsten Morgen holte er einen Gerichtsbeamten und kehrte mit ihm auf den Hof zurück. Nachdem sie eine Weile gegraben hatten, entdeckten sie ein gefesseltes Skelett, dessen Ketten rostbedeckt waren. Der Gerichtsbeamte ließ es den Bräuchen entsprechend beerdigen, und der Geist tauchte nicht mehr auf.

Fast 2000 Jahre später wurde ein ähnlicher Spuk in England beobachtet. Eric Maple, ein Volkskundler und Sammler gespenstischer Manifestationen, befragte mehrere Menschen in dem Dorf Reculver in Kent, wo früher eine römische Siedlung gelegen hatte. Die Dorfbewohner erzählten ihm von einer nicht weit entfernten Baumgruppe, in denen die Geister einiger Babys spukten, deren klägliche Schreie in den Winternächten ertönten. Verschiedene von Maples Informanten beschworen, diese traurigen Laute gehört zu haben; um keinen Preis wollten sie sich dem »Kinderwald« nähern.

In den sechziger Jahren fand eine umfassende archäologische Ausgrabung in Reculver statt, bei der eine Anzahl bedeutender römischer Hinterlassenschaften freigelegt wurde. Eric Maple besuchte die Ausgrabungsstätte und war Zeuge, wie mehrere Kinderschädel und -knochen entdeckt wurden. Eine Analyse erwies, daß sie wenigstens 1500 Jahre alt waren. Unter den Knochen befand sich das vollständige Skelett eines Kindes, das die damals hier stationierten gallischen Soldaten anscheinend rituell getötet und in den Grundmauern begraben hatten. Damit lag ein Beweis dafür vor, daß der schauerliche Brauch, den Göttern beim Bau eines Gebäudes ein Opfer zu bringen, der in vielen Teilen des vorchristlichen Europas verbreitet war, insgeheim immer noch praktiziert wurde, obwohl man ihn offiziell abgeschafft hatte. Wie in Athen erhob sich die Frage von Ursache und Wirkung: Bestätigte der Fund der Knochen bei Reculver die Berichte von den Schreien im Walde, oder hatte die alte Erzählung von dem Mord die Vorstellung geschaffen, daß Kinder im Walde weinten?

Das vorchristliche Europa war dichtbevölkert von Geistern, Gespenstern, Feen, Göttern und Göttinnen. Christliche Missionare bemühten sich, diesen Glauben zu beseitigen, übernahmen aber schließlich einen Teil davon in abgewandelter Form in die christliche Lehre. Die grotesken Steinungeheuer, die auf den Dächern und Türmen mancher mittelalterlicher Kirchen thronen, zeugen von dem Überleben des heidnischen Aberglaubens, daß ein Dämon benutzt werden könne, um andere abzuschrecken. Auf diese Weise sollten die

christlichen Gläubigen in der Kirche geschützt werden.

Geister wurden von der Kirche mit einigem Mißtrauen betrachtet. Man nahm allgemein an, daß ein Dämon, dem es nicht gelang, einen willensschwachen Menschen zu finden und von ihm Besitz zu ergreifen, eine sichtbare Form seines Selbst schaffen und als Geist erscheinen könne. Die Kirche räumte ein, daß solche Phantome Seelen im Fegefeuer oder – ausnahmsweise – Heilige sein könnten, warnte aber, sie mit Vorsicht zu behandeln.

Diese argwöhnische Haltung gegenüber Geistern ist eines der Handlungselemente im *Hamlet*. Als er den Geist seines ermordeten Vaters zum erstenmal erblickt, hält Hamlet es für möglich, daß er böse Absichten haben könne:

»Du, guter Geist oder verdammter Kobold,
Von Himmelsluft, von Höllenstank umweht,
In böser oder gnadenreicher Absicht! –
Du kommst in so fragwürdiger Gestalt,
Daß ich dich sprechen will . . .«

Später, obwohl ihn die Behauptung des Geistes, daß er von seinem eigenen Bruder ermordet worden sei, fast völlig überzeugt hat, zögert Hamlet, den Mord zu rächen, teilweise deshalb, weil sein Zweifel an der wahren Identität des Geistes fortdauert.

» . . . der Geist, den ich sah, könnt auch
Der Teufel sein. – Der Teufel hat ja Macht,
Anmutige Gestalten anzunehmen!«

Er läßt ein Spiel aufführen, in dem ein ähnlicher Mord dargestellt wird, und hofft, daß der König seine Schuld verrät und die Anklage des Geistes bestätigt.

Interessanterweise ist der Geist im *Hamlet* ebenso wie Hawthornes Geist nicht für jeden sichtbar. Hamlets Freunde können ihn sehen, während seine Mutter nicht dazu in der Lage ist. Als der Geist im Zimmer der Königin erscheint und Hamlet mit ihm spricht, ist seine Mutter, die nichts erkennen kann, beunruhigt. Sie vermutet, daß ihr Sohn den Verstand verloren hat, und sagt: »Dies ist Falschmünzerei Eures Geistes.«

Die Interpretation der Königin ist die aller Skeptiker. Eine Erscheinung – die Skeptiker ziehen diese Bezeichnung dem Wort »Geist« vor, das eine überlebende Persönlichkeit voraussetzt – sei einfach ein Bild, das der Betreffende heraufbeschworen hat. Hartnäckige Spötter neigen zu der Annahme, daß jeder, der einen Geist sieht, wenigstens vorübergehend unzurechnungsfähig ist. Objektivere Forscher stimmen zu, daß ein Geist eine Art Bild ist, das aber nicht unbedingt seinen Ursprung im Gehirn der Person hat, die es sieht. Die Fülle des Materials, das sich über Erscheinungen und Spuk angesammelt hat, enthält so viele Fragen, daß eine Theorie nicht ausreicht, um sie zu beantworten.

Sogar die größten Skeptiker treten Gespenstern nur widerwillig entgegen, obwohl sie sie für Phantasiegebilde halten. In einer Einführung zu einer Sammlung von Gespenstergeschichten macht sich Bennet Cerf verhalten lu-

stig über »den größten Skeptiker, dem ich je begegnet war und der klipp und klar gefragt wurde, ob er allein in einem Haus schlafen würde, in dem es, wie man glaubte, seit mehr als hundert Jahren gespuht hatte. »Nie im Leben!« antwortete der Skeptiker. »Warum sollte ich das Risiko eingehen?«

Der potentiell erschreckende Aspekt von Geistern ist einer der Gründe für ihre ungebrochene Popularität in Legenden und literarischen Werken. Der spiritistische Forscher mag sich eher für Fälle interessieren, die wie Hawthornes prosaisch normal wirken, doch den Durchschnittsmenschen faszinieren vor allem furchterregende Geister. In der Gespensterkunde wimmelt es von Phantomen, die leere Augenhöhlen haben, denen der Kopf fehlt oder die Skelette sind. Einer Legende im englischen Norfolk zufolge fährt an jedem 31. Mai um Mitternacht ein Wagen von dem Dorf Bastwick ab, der von einem wahnsinnigen Kutscher wütend über die Landwege getrieben wird. Die Kutsche scheint zu brennen, aber der scharfäugige oder phantasievolle Beobachter mag einen Blick auf die Passagiere erhaschen – die alle Skelette sind. Die Kutsche kracht schließlich gegen eine Brücke und versinkt mit Pferden, Kutscher und Passagieren im Wasser. Man erzählt sich, daß diese gespenstische Fahrt an die Hochzeit von Sir Godfrey Haslitt of Bastwick Place und Evelyn, Lady Montefiore Carew of Castle Lynn, im Jahre 1741 erinnert, eine Verbindung, welche die Mutter der Braut mit Hilfe des Teufels zustande brachte. Die Hochzeitsfeierlichkeiten waren kaum zu Ende, als der Teufel seinen Lohn verlangte – nicht nur die bedenkenlose Mutter, sondern auch die Braut und den Bräutigam. Alle kamen in einem Feuer um, das Bastwick Hall niederbrannte.

Einige der erschreckendsten Gespenstergeschichten handeln von verfrühten Beerdigungen. Es ist eine sehr reale und bis zu einem gewissen Grade begründete Furcht, lebendig, aber im Koma beerdigt zu werden. Ein solcher Vorfall ist heute äußerst unwahrscheinlich, kommt aber gelegentlich noch vor. In seinem Buch *The Romeo-Error (Der Romeo-Irrtum)* führt Lyall Watson einen Fall an, der sich 1964 in New York ereignete. Ein Chirurg wollte gerade eine Obduktion durchführen, als der vermeintliche Leichnam aufsprang und ihn an der Kehle packte. Der Chirurg starb an dem Schock.

Edgar Allen Poe war von der Vorstellung einer frühzeitigen Beerdigung krankhaft fasziniert, deshalb kehrt dieses Thema in mehreren seiner Geschichten wieder. In einer der makabersten, »The Fall of the House of Usher« (»Der Niedergang des Hauses Usher«), wird der Hausherr Roderick Usher von einer Toten umgebracht. Seine Schwester, Lady Madeline, ist wie es scheint, nach einer langen verzehrenden Krankheit gestorben und vor ihrer Beerdigung in einer Gruft des verfallenen Hauses aufgebahrt. Mehrere Nächte später hört der fast wahnsinnig gewordene Roderick im Verlaufe eines heftigen Sturmes, wie ihr Sarg aufgebrochen wird, die Eisentür in den Angeln quietscht und Schritte sich auf der Treppe nähern. Er springt auf und kreischt: »Ich sage dir, daß sie jetzt vor der Tür steht!«

In diesem Moment gleiten die Türflügel langsam zur Seite und »dort stand

wirklich die hohe, verhüllte Gestalt der Lady Madeline of Usher. Auf ihrer weißen Robe war Blut, und ihr geschwächter Körper zeigte überall die Spuren eines erbitterten Kampfes. Für einen Augenblick blieb sie zitternd und schwankend auf der Schwelle stehen, dann fiel sie mit einem tiefen Seufzen schwer nach innen. In ihrem heftigen und jetzt endgültigen Todeskampf riß sie ihn mit sich zu Boden – er war tot, ein Opfer der Schrecken, die er erwartet hatte«.

In der besten Tradition der Gruselgeschichte kann die Gespenstergestalt der Lady Madeline auf verschiedene Weise interpretiert werden: als lebende Frau, die aus ihrem eigenen Sarg gekrochen ist, als rachsüchtiger Geist eines Menschen, der im Grab erstickt ist, oder als Projektion von Rodericks Schuld- und Angstgefühlen.

Das Thema der voreiligen Beerdigung taucht häufig in der hartnäckigen englischen Legende von der jammernden Nonne auf. Die Geschichte hat viele Versionen, aber eine der populärsten handelt von einer Nonne, die ihr Keuschheitsgelübde brach und dadurch bestraft wurde, daß man sie innerhalb der Klostermauern lebendig begrub. Aus diesem ungeweihten Grab kommt ihr Geist bei seiner endlosen, vergeblichen Suche nach Frieden hervor. Tatsächlich wurden viele Nonnen und Mönche – nach einem natürlichen Tode – heimlich bestattet, und zwar innerhalb der Mauern von Herrenhäusern, in denen sie nach der Auflösung der Klöster durch Heinrich VIII. Schutz gesucht hatten. Die Legende von der eingemauerten Nonne könnte aus Geschichten über solche heimliche Bestattungen erwachsen sein.

Es wäre nicht das erste Mal, daß die Folklore eine mythische Geistergeschichte um einen faktischen Kern gewoben hätte. Immer wenn eine Geschichte von Mund zu Mund überliefert wird, erfährt sie Verzerrungen und Ausschmückungen. Diese Art der Verzerrung, die sich über Jahre hinweg abspielt, wird von einem Artikel des modernen schottischen Romanautors Gordon M. Williams illustriert. Während er in einem kleinen Dorf in Devon lebte, hörte er von einem örtlichen Aberglauben, der einem Tod in der Mitte des Monats November unheimliche Folgen zumaß. Der Gastwirt des Dorfes erzählte ihm, daß in »in früheren Tagen« Leichen etwa 50 Meilen bis zum nächsten Friedhof über das Moor transportiert werden mußten. Zuweilen, wenn die Leiche im Winter dorthin befördert wurde, wurden die Träger auf den wilden Mooren von schwerem Schnee überrascht, so daß sie den Körper mit Eis bedeckt zurückließen, um ihre Aufgabe im Frühling zu vollenden. Damit, sagte der Gastwirt, blieb der Tote allein und war ohne geistliche Weihe jedem wandernden Dämon ausgeliefert, der vorbei kam. Williams erkundigte sich nach dem letzten Transport eines Leichnams und erfuhr, daß er »zur Zeit meines Großvaters oder vielleicht meines Urgroßvaters« stattgefunden habe. Der Schriftsteller fand später im Britischen Museum heraus, daß die Geschichte im wesentlichen stimmte – mit dem bedeutsamen Unterschied, daß die letzte Leichenüberführung dieser Art im Jahre 1138 vorgenommen wurde.



Diese Illustration zu »Netley Abbey«, einer der Geistergeschichten in den von R. H. Barham verfaßten *Ingoldsby Legends*, zeigt eine Nonne, die in »einen Kerker finster und trostlos!« eingemauert wird, weil sie angeblich mit dem Gärtner geflirt hat.



Ein Bild aus den *Illustrated Police News* von 1869 gibt die Entdeckung eines Skeletts in den Gewölben eines mittelalterlichen Nonnenklosters in Südeuropa wieder. Viele Spukgeschichten gründen sich auf Legenden von Menschen, die lebendig begraben wurden.



In der Originalgeschichte von Arthur Machen waren die »Engel« englische Bogenschützen — die angeblichen Geister jener, die in der Schlacht von Agincourt im Jahre 1415 gefallen waren. Als Symbole eines großen englischen Sieges hoben die mythischen Bogenschützen die Moral der besiegten und erschöpften Soldaten bei Mons. Bald darauf erschienen Augenzeugenberichte über die Phänomene in der britischen Presse. Die Schemen wurden als Omen dafür gewertet, daß Gott die Alliierten unterstütze. Machens Enthüllung, daß seine Geschichte fiktiv sei, machte wenig Eindruck auf eine Bevölkerung, die mit aller Inbrunst an Engel glauben wollte.

Während des ersten Weltkrieges, im Jahre 1915, veröffentlichte die Londoner *Evening News* eine Erzählung von Arthur Machen, der einen Vorfall beim furchtbaren Rückzug der britischen Armee von Mons beschrieb. Machen zitierte einen Offizier, der behauptete, daß er in Begleitung von zwei weiteren Offizieren Reiter mit langen Bögen in den Feldern zu beiden Seiten bemerkt hatte. »Wir waren so überzeugt davon, daß es sich um Kavallerie handelte, daß einer der Offiziere nach dem nächsten Halt einen Spährtrupp zurückführte. Doch man fand niemanden.« Die Phantomsoldaten wurden für englische Bogenschützen vom Schlachtfeld von Agincourt gehalten, wo die Engländer 1415 einen großen Sieg über die Franzosen errungen hatten. So interpretiert, waren sie Symbole der Hoffnung für die Überlebenden von Mons.

Kurz nach der Veröffentlichung verbreiteten sich Gerüchte, welche die Erzählung bestätigten. In den meisten dieser Geschichten nahmen die Phantome die Gestalt von Engelsbataillonen an, die den Alliierten zu Hilfe kamen. Machen gab zu, daß sein Werk eine Fiktion war, aber inzwischen war das Bedürfnis, an die Engel zu glauben, zu groß geworden, um es unterdrücken zu können. Bald erzählte fast jeder zweite Überlebende von Mons seine eigene Version der Geschichte. Selbst heute noch gibt es alte Männer, die beschwören können, daß sie die himmlischen Heerscharen durch den Pulverdampf auf die deutschen Linien zumarschieren sahen.

Ein ironischer Nachtrag wurde von Friedrich Herzenwirth geliefert, einem früheren Leiter des deutschen Spionagedienstes, der in seinen 1930 veröffentlichten Memoiren behauptete, daß ein Film für die Engel verantwortlich gewesen sei. Deutsche Piloten hätten die Bilder auf Wolken projiziert, um die Engländer glauben zu machen, daß Gott auf der Seite des Kaisers sei.

Die Leichtgläubigkeit der menschlichen Rasse und ihre Bereitschaft, farbige und dramatische Gespenstergeschichten zu überliefern, haben die ernsthafte parapsychologische Forschung stark behindert. Nüchterne Wissenschaftler waren nicht geneigt, einem Forschungsgebiet viel Aufmerksamkeit zu schenken, das so sehr von Aberglauben, literarischen Klischees und Touristenattraktionen beeinflusst ist. Unter diesen Skeptikern herrscht die Überzeugung vor, daß jeder Spuk oder jede Erscheinung, die nicht als Mythos abgetan werden kann, entweder einem Rausch oder geistiger Labilität des Wahrnehmenden zuzuschreiben ist.

Jene Forscher, die das Thema ernsthaft und wissenschaftlich behandelten, haben viele Fälle entdeckt, die nicht so leicht zu verwerfen sind. Eine der frühesten Studien war der Zensus der Halluzinationen, den die Gesellschaft für Parapsychologische Forschung (GPF) im Jahre 1890 durchführte. 17 000 Menschen in Großbritannien wurde folgende Frage gestellt: »Haben Sie jemals, während Sie sich ganz wach fühlten, den deutlichen Eindruck gehabt, ein lebendes Wesen oder einen leblosen Gegenstand zu sehen und davon berührt zu werden oder eine Stimme zu hören, wofür, soweit Sie es beurteilen können, keine äußere physische Ursache verantwortlich war?«



Dieser Mann ist kein Statist in einem Gespensterfilm, sondern ein Angestellter des Verkehrsamtes von Sao Paulo, das im Jahre 1971 eine Sicherheitskampagne durchführte, um Autofahrer durch einen heilsamen Schreck zu größerer Vorsicht zu veranlassen. Vermutlich meinte man, daß der Anblick einer phantomartigen Gestalt zwischen den Autos die Fahrer an ihre Sterblichkeit erinnern werde.



Ein Triumph der Viktorianischen »Geisterphotographie«. Der Geist der Mutter, einem anderen Negativ entnommen und zurechtgeschnitten, um ätherisch zu wirken, schwebt über dem schlafenden Kind. Echte Erscheinungen können ebensowenig fliegen wie lebende Menschen, aber sie werden manchmal dabei beobachtet, daß sie unsichtbare Treppen betreten, die zu ihren Lebzeiten existiert haben.

Dieses deutsche Photo aus den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts ist eine besonders eindeutige Fälschung. Der Schädel widerspricht dem spiritistischen Glauben, daß die Körper im Jenseits nur Visionen unserer irdischen Körper seien.



Von den 17 000 Menschen, die befragt wurden, antworteten 1684, knapp unter 10 Prozent, mit »Ja«. Ähnliche Studien wurden in Frankreich, Deutschland und den Vereinigten Staaten angestellt und ergaben bei 27 000 Antworten ein positives Echo von 11,96 Prozent. Wer bei der britischen Untersuchung mit »Ja« geantwortet hatte, wurde daraufhin aufgefordert, sein Erlebnis so detailliert wie möglich zu beschreiben. Die Ergebnisse wurden sorgfältig von der Gesellschaft für Parapsychologische Forschung ausgewertet.

Der Zensus hatte das Ziel, telepathische Fähigkeiten herauszufinden. Die Hypothese lautete, daß ein Mensch einem anderen irgendwie ein Bild von sich selbst übermitteln kann. Viele der Erscheinungen gehörten in diese Kategorie, doch andere betrafen Menschen, deren Tod bekannt war oder sich später herausstellte.

Zu den interessantesten Fällen zählt der, den Miß Morton (Pseudonym), eine Medizinstudentin, anführte. Sieben Jahre lang, zwischen 1882 und 1889, ging in ihrem Heim die Gestalt einer hochgewachsenen Frau mit einem dunklen Kleid um. Der Geist schritt gewöhnlich die Treppe hinunter in den Salon, blieb einen Moment lang neben dem Erkerfenster stehen, verließ den Salon und verschwand durch die Tür, die in den Garten führte. Miß Morton sah und hörte die Gestalt bei verschiedenen Gelegenheiten und konnte sie ausführlich beschreiben. Sie war »in einen schwarzen weichen Wollstoff gekleidet, nach den leisen Geräuschen bei ihren Bewegungen zu urteilen. Das Gesicht hatte sie in einem Tuch verborgen. Ich sah den oberen Teil der linken Stirnseite und ein wenig von dem Haar darüber. Ihre linke Hand war von ihrem Ärmel und einer Falte ihres Kleides fast verhüllt. Während sie den Arm hängen ließ, war ein Stück einer Witwenrüsche zu erkennen . . . Sie trug kein Witwenkappchen auf dem Kopf, doch etwas Schwarzes ließ an eine Haube mit einem langen Schleier oder eine Kapuze denken«. In den ersten zwei Jahren wirkte die Erscheinung so kompakt, daß sie für einen lebenden Menschen gehalten werden konnte. Nach 1884 wurde sie weniger klar und tauchte seltener auf.

Mehrere Menschen, deren Beschreibung mit der von Miß Morton übereinstimmte, bekamen die Erscheinung ebenfalls zu Gesicht. Ihr Vater konnte sie jedoch nicht sehen. Miß Morton lieferte der Gesellschaft für Parapsychologische Forschung Berichte von den Auftritten der Gestalt, darunter auch den folgenden:

»Am nächsten Abend, dem 12. August, spazierte ich auf den Obstgarten zu, als ich sah, wie die Gestalt durch ihn hindurchschritt, an der Anfahrt vor dem Haus entlangging, das Haus durch die offene Seitentür betrat und ihren Weg über den Flur in den Salon fortsetzte. Ich folgte ihr. Sie durchquerte den Salon und stellte sich wie üblich hinter die Couch am Erkerfenster. Mein Vater trat kurz danach ein; er konnte sie nicht sehen, doch ich zeigte ihm die Stelle, an der sie stand, und er ging dorthin. Die Gestalt wich ihm schnell aus, schritt durch das Zimmer, aus der Tür hinaus, den Flur entlang und verschwand wie immer in der Nähe der Gartentür, während wir beide ihr folgten . . .«

Weitere gefälschte Spukphotos. Dicselbe Hütte und derselbe hinzugefügte Schemen; nur die Beobachter unterscheiden sich



Gegen 20 Uhr am selben Abend bemerkten Miß Morton und ihre Schwester die Gestalt im Salon, wo sie »für zehn Minuten oder eine Viertelstunde« am Fenster blieb.

Miß Morton bemühte sich, das Phänomen zu verstehen, und klebte einen Faden über die Treppe; die Gestalt schritt hindurch, ohne ihn zu zerreißen. Wenn Miß Morton versuchte, sie zu berühren, wich sie stets zurück. Wenn sie angesprochen wurde, blieb sie manchmal stehen und schien antworten zu wollen, tat es aber nie.

Die Beschreibung der Gestalt deutete auf eine Mrs. S. hin, die bis zu ihrem Tode im Jahre 1878 in dem Haus gelebt hatte; allerdings war eine positive Identifizierung unmöglich, da die Erscheinung immer einen Teil ihres Gesichts hinter dem Taschentuch verbarg. Die Trauerkleidung lieferte einen Anhaltspunkt – Mr. S. war zwei Jahre vor seiner Frau gestorben – und das Tuch vielleicht einen zweiten. Die Ehe war offenbar unglücklich gewesen; Mr. S. hatte nach dem Tode seiner ersten Frau angefangen, schwer zu trinken, und es mißlang der zweiten Mrs. S. nicht nur, ihn davon abzuhalten, sondern sie ergab sich sogar selbst dem Trinken. Bekannte von Mrs. S. bezeugten, daß das Verhalten und das Äußere des Geistes an die unglückliche, oft berauschte Witwe erinnerten.

Wer Miß Mortons düstere Dame für ein Produkt der Viktorianischen, vom Tode besessenen Kultur hält, der betrachte einen einfachen Fall, der sich 1929 ereignete. Er wurde von Andrew MacKenzie in seinem Buch *Apparitions and Ghosts (Erscheinungen und Geister)* erwähnt. Mrs. Deane (Pseudonym) verbrachte ein Wochenende im Hause der Kinderschwester ihrer Tochter in Cleveland, Ohio. Die Kinderschwester, hier Mrs. Mills genannt, war Witwe und hatte einen jungen Sohn, den Mrs. Deane kannte. Sonst wußte Mrs. Deane wenig über ihre Familie.

Am ersten Abend ihres Besuches zog Mrs. Deane sich gerade aus, um schlafen zu gehen, als sich, mit ihren eigenen Worten, folgendes ereignete: »Ich hörte ein Geräusch an der Tür, als wenn jemand an dem Griff drehte. Ich öffnete die Tür, und ein hübsches junges Mädchen in normaler Kleidung stand vor mir. Auf meine Frage, wer sie sei, antwortete sie: »Ich heiße Lotti, und dies ist mein Zimmer.« Aber als ich sie zum Eintreten aufforderte, lächelte sie nur und war plötzlich verschwunden.

Seltsamerweise war ich überhaupt nicht nervös und schlief sehr fest. Am Morgen fragte ich Mrs. Mills: »Wer ist Lotti?« Sie erwiderte: »Lotti ist der Kosenamen meiner Tochter Charlotte, die vor ein paar Jahren starb. Aber wie kommt es, daß Sie von ihr wissen?«

Ich erzählte ihr von dem Vorfall in meinem Schlafzimmer am Abend zuvor. Sie zeigte mir eine Photographie von Charlotte, die genauso aussah wie das Mädchen am Vorabend.«

Mrs. Mills war sehr aufgeregt und zögerte, über ihre Tochter zu sprechen. Etwa vierzig Jahre später, nachdem Mrs. Deane ihm davon berichtet hatte, versuchte Andrew MacKenzie eine Eintragung über den Tod des Mädchens



Eine Geisterphotographie, die echt sein könnte. Mrs. Mabel Chinnery aus Ipswich machte diese Aufnahme von ihrem Mann in ihrem Auto, bevor sie von dem Friedhof zurückkehrten, auf dem sie Blumen auf das Grab ihrer Mutter gebettet hatten. Als sie die Abzüge erhielt, sah sie ein Bild ihrer Mutter (Pfeil) auf dem Rücksitz. Der photographische Experte des *Sunday Pictorial*, der Zeitung, die das Bild im Jahre 1959 veröffentlichte, erklärte es für echt, und ein Parapsychologe, Tom Hardiman Scott, sagte: »Es scheint keine natürliche Erklärung für diese bemerkenswerte Photographie zu geben.«

zu finden, doch er hatte keinen Erfolg, obwohl sich der Standesbeamte von Cleveland entgegenkommend zeigte. Das Todesjahr war nicht bekannt und konnte nicht herausgefunden werden, da Mrs. Mills und ihr Sohn nicht aufzuspüren waren.

Ob die Gestalt vor der Tür irgendeine Beziehung zu Charlotte Mills hatte oder nicht, sie war einige Momente lang jedenfalls real für Mrs. Deane. Vielleicht hatte ein Windzug im Flur das Geräusch des sich drehenden Türknopfes verursacht; vielleicht war Mrs. Deane innerlich aufgewühlt und bildete sich das kurze Gespräch mit dem Mädchen nur ein. Es ist jedoch kaum zu leugnen, daß Mrs. Deane und die Tausende von anderen Menschen, deren Geistergeschichten von Spiritismusforschern untersucht wurden, einen Kontakt mit Phänomenen hatte, die bisher durch die moderne Wissenschaft nicht erklärt werden können.

Geister – was sie auch immer sein mögen – sind ein Teil des Lebens.

WARNUNGEN UND VORAUSSAGEN

Ein kleines Mädchen von etwa zehn Jahren spazierte eines Tages um die Mitte des letzten Jahrhunderts auf einer Landstraße in England nicht weit von seinem Heim dahin. Es war offenbar recht fortgeschritten und las ein Buch über Geometrie. Plötzlich verschwand die Szenerie vor seinen Augen und es sah statt dessen ein Schlafzimmer seines Hauses, das Weiße Zimmer genannt wurde. Seine Mutter lag anscheinend tot auf dem Boden. Die Vision wirkte realistisch und hielt sich mehrere Minuten lang. Dann verblich sie langsam. Das Bild war so überzeugend, daß das Kind sofort den Familienarzt aufsuchte und ihn überredete, es nach Hause zu begleiten. Als sie dort eintrafen, eilten sie zusammen mit dem Vater des Mädchens in das Weiße Zimmer. Dort fanden sie die Mutter auf dem Boden liegend. Sie hatte einen Herzanfall gehabt, wurde aber durch die rechtzeitige Ankunft des Arztes gerettet. Dieser Fall, der in *Phantasms of the Living (Spukgestalten der Lebenden)* von Gurney, Myers und Podmore angeführt wird, ist nicht nur deshalb bemerkenswert, weil das Bild durch die Realität bestätigt wurde – bis zu einem solchen Detail wie dem Spitzentaschentuch, das neben der Frau lag –, sondern auch, weil die Mutter dem Anschein nach völlig gesund gewesen war, als das Kind das Haus verließ. Das Mädchen hatte sich nicht die geringsten Sorgen um seine Mutter gemacht, bevor es die Vision hatte, und der Vater, der die Geschichte untermauerte, erklärte, daß er überrascht gewesen sei, den Arzt an der Tür zu finden, und gefragt habe: »Wer ist krank?« Die Tatsachen weisen darauf hin, daß die Vision im Augenblick der Krise irgendwie von der Mutter auf das Kind übertragen wurde.

Eine Vision, die einen Menschen bei einer traumatischen Erfahrung – schwere Krankheit, Verletzung oder Tod – zeigt, wird »Krisenerscheinung« genannt. Einfach ausgedrückt, lautet die Theorie, daß der Mensch in der Krise telepathisch ein Bild von sich selbst an jemanden aussendet, zu dem er eine enge Beziehung hat; wenn der Empfänger empfindsam genug ist, sieht er das Bild vor sich. Dem Urheber ist wahrscheinlich nicht bewußt, daß er eine Botschaft aussendet, was sich allerdings im Falle einer Todeskrise nicht überprüfen läßt. Manche Parapsychologen ziehen es vor, mehrere Stunden nach dem Tode wahrgenommene Visionen als »verzögerte« Krisenerscheinungen einzustufen und anzunehmen, daß der Urheber das Bild zu Lebzeiten – wenn auch vielleicht im Todeskampf – ausgesandt hat.

Eine gewisse Mrs. Paquet, deren Bruder auf einem Schlepper im Hafen von Chicago arbeitete, erlebte eine typische verzögerte Krisenerscheinung, die von G. N. M. Tyrrell in seinem Buch *Apparitions (Erscheinungen)* diskutiert wird. Eines Morgens erwachte Mrs. Paquet mit einem unerklärlichen Gefühl

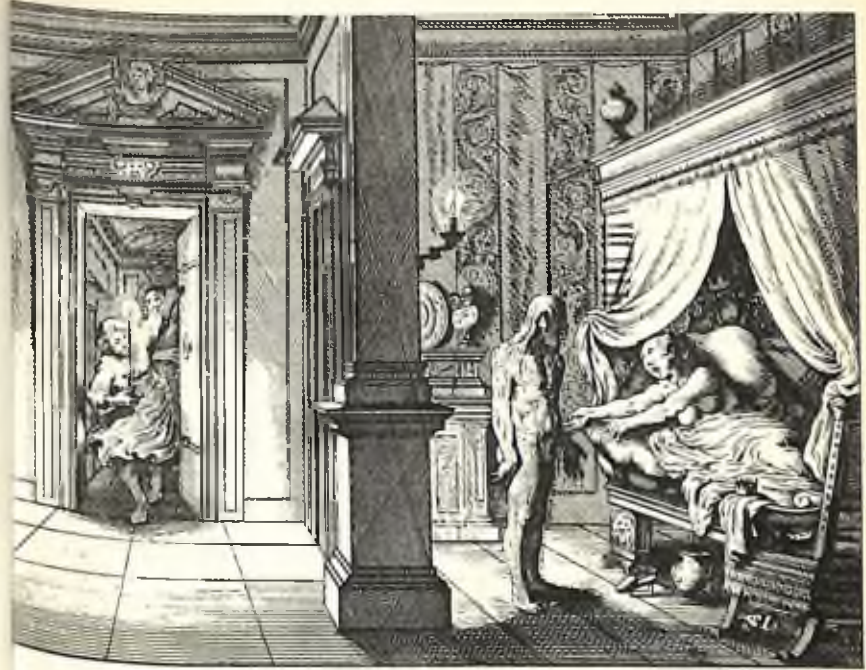
der Depression und konnte die Stimmung nicht abschütteln. Sie ging in die Speisekammer, um etwas Tee zu holen, und sah, als sie sich umgedreht hatte, plötzlich ihren Bruder Edmund vor sich stehen. »Die Erscheinung stand mit dem Rücken zu mir, jedenfalls zum Teil, und fiel nach vorn – von mir weg –, anscheinend gezogen von ein oder zwei Tauschlingen, die sich um ihre Beine gelegt hatten. Die Vision dauerte nur einen Moment und verschwand über eine niedrige Reling oder Mauer, war jedoch sehr deutlich. Ich ließ den Tee fallen, schlug die Hände vors Gesicht und rief: »Mein Gott! Ed ist ertrunken.« Kurz darauf erhielt sie die Nachricht, daß ihr Bruder über Bord gefallen und ertrunken war – genau wie sie es gesehen hatte, doch rund sechs Stunden vor der Vision.

Wenn ein Mensch sein Bild in Augenblicken der Krise unwillkürlich projizieren kann, wäre es denkbar, daß manche durch eine große Anstrengung des Willens und der Konzentration bewußt dazu in der Lage sind. Verschiedene Menschen haben sich darum bemüht, gelegentlich mit Erfolg. Um die Jahrhundertwende unternahm ein Mr. Kirk mehrere Versuche, sein Bild an eine Freundin namens Miß G. zu senden. Über diese Experimente wurde in den *Protokollen der Gesellschaft für Parapsychologische Forschung* berichtet.

Über zehn Tage hinweg konzentrierte sich Mr. Kirk jede Nacht zwischen 23 und 1 Uhr darauf, für Miß G. sichtbar zu werden – natürlich ohne sie von seinem Experiment wissen zu lassen. Er begegnete Miß G. während dieses Zeitraumes mehrere Male, doch obwohl sie darüber klagte, ruhelos zu sein und schlecht zu schlafen, berichtete sie von keinen Erscheinungen. Erst einige Tage, nachdem Mr. Kirk das Experiment abgebrochen hatte, verriet sie, daß sie ihn in ihrem Zimmer gesehen hatte, nicht bei Nacht, sondern am Nachmittag.

Es war am 11. Juni gegen 15.30 oder 16 Uhr gewesen. Mr. Kirk war in seinem Büro gewesen, hatte einige Bilanzen geprüft und war recht müde geworden. Er hatte sich zurückgelehnt, sich gereckt und impulsiv beschlossen, sein telepathisches Experiment zu versuchen. Ohne zu wissen, wo Miß G. sein könne, hatte er ihr Schlafzimmer gewählt. Was danach geschehen war, wurde der Gesellschaft von Miß G. berichtet.

»Am Nachmittag (ich war müde nach einem Morgenspaziergang) schlief ich in einem Sessel am Fenster meines Zimmers ein. Wenn ich sonst tagsüber schlafe . . . wache ich immer erschöpft und unbehaglich auf und brauche einige Zeit, um dieses Gefühl zu überwinden; an jenem Nachmittag war ich dagegen plötzlich hellwach und sah Mr. Kirk in der Nähe meines Sessels stehen. Er trug eine dunkelbraune Jacke, die er häufig anhatte. [Mr. Kirk bestätigte, diese Jacke getragen zu haben, was im Büro selten vorkam.] Er stand mit dem Rücken zum Fenster und hatte mir die rechte Seite zugewandt; danach ging er auf die geschlossene Tür zu . . . aber als er etwa einen Meter von ihr entfernt war, verschwand er plötzlich . . . Ich nahm an, daß es ein reines Trugbild gewesen sei, da ich wußte, daß er im Büro war . . . Deshalb beschloß ich, es nicht zu erwähnen, und habe mich bis zu dieser Woche daran



Dieser alte deutsche Kupferstich zeigt einen ertrunkenen Reisenden, der seiner Frau erscheint. Die Haushälterin – zur Linken – eilt gerade mit der Nachricht von der Tragödie herbei. Die Nacktheit des Mannes ist ungewöhnlich; fast alle Erscheinungen sind bekleidet.

gehalten, als ich ihm fast unwillkürlich davon erzählte.«

Der Fall einer gewissen Mrs. Crone aus Westlondon ist schwieriger zu erklären. Sie arbeitete eines Tages im Jahre 1951 in ihrer Küche, als sie das Bild einer Bekannten sah, die im südöstlichen London wohnte. Sie nahm nur den Kopf und die Schultern dieser Frau wahr, die wir Miß A. nennen wollen, und war überrascht über ihren äußerst besorgten Gesichtsausdruck. Irgendwie ließ die Erscheinung Mrs. Crone vermuten, daß ihr eigener kleiner Junge in Schwierigkeiten sein könne. Sie eilte ins Eßzimmer, wo sie ihn in seinem Kinderwagen gelassen hatte.

Das Baby, das für seine achtzehn Monate kräftig war, hatte den Wagen an eine Anrichte herangeschaukelt, mehrere Messer, darunter auch einige Tranchiermesser, aus einer Schublade genommen und in den Wagen gelegt. Mrs. Crone kam ihm schnell zu Hilfe.

Mrs. Crone erzählte dem Spiritismusforscher Andrew MacKenzie von dem Vorfall, der ihn in *Erscheinungen und Geister* aufnahm, und zeigte sich erstaunt darüber, daß die Warnung von Miß A., die sie nicht als enge Freundin bezeichnete, gekommen war. Mrs. Crone hatte das Ereignis Miß A. gegenüber nicht einmal erwähnt. Als sie die Erscheinung sah, dachte Mrs. Crone »an nichts Besonderes«, aber »wenn man ein kleines Kind hat, kommt es einem sehr leicht in den Sinn«. Sie hatte auch bei anderen Gelegenheiten die Bilder von Menschen – immer nur Kopf und Schultern – gesehen. In Anbetracht ihrer medialen Veranlagung wäre es nicht allzu verblüffend gewesen, wenn sie ein Bild ihres Sohnes, der nach den Messern griff, wahrgenommen hätte. Wieso sah sie statt dessen eine Vision von Miß A.?

Eine andere seltsame Erscheinungsart wird als Halluzination von der »falschen Ankunft« bezeichnet. In diesem Fall sieht, oder meistens hört, der Wahrnehmende nur, daß jemand anders eintrifft – weil sich eine Pforte öffnet, Schritte auf dem Fußweg ertönen, eine Tür aufgemacht wird –, vielleicht eine halbe oder ganze Stunde, bevor der Betreffende tatsächlich ankommt. Die echte Ankunft ist eine exakte Kopie der falschen, mit dem einzigen Unterschied, daß die Person wirklich da ist. Anscheinend ist dieses Phänomen in skandinavischen Ländern recht verbreitet. Ein Physikprofessor an der Universität von Oslo, der solche Vorfälle untersuchte, fand heraus, daß die falsche Ankunft gewöhnlich dann vernommen wird, wenn der Betreffende beschließt, sich auf den Weg zu machen. Er spekuliert, daß es sich um eine Form der Kommunikation handelt, die sich besonders unter Menschen in isolierten ländlichen Gebieten entwickelt hat.

In einem spärlich besiedelten Teil Englands, dem Norfolk Fen District, spielte sich eine sichtbare falsche Ankunft ab, die in *Spukgestalten der Lebenden* beschrieben wird. Sie betraf zwei Brüder, die zwei Schwestern geheiratet hatten und mit ihren Familien etwa zwei Kilometer voneinander entfernt lebten. Eines Tages warf ein Freund, der einen der Brüder besuchte, einen Blick aus dem Fenster und sagte: »Dein Bruder kommt.« Der Freund berichtete weiter:

»Mein Gastgeber ging ans Fenster und meinte: »Tatsächlich, da ist Robert. Und endlich hat er Dobbin wieder aus dem Stall geholt.« Dobbin war ein Pferd, das wegen eines Unfalls einige Wochen lang nicht angespannt worden war. Seine Frau blickte ebenfalls aus dem Fenster und sagte zu mir: »Wie schön, daß meine Schwester mitgekommen ist. Sie werden sich sehr freuen, Sie hier zu finden.« Ich konnte den Wagen, in dem sie fuhren, deutlich erkennen . . . und die Frau und den Mann ebenfalls.«

Die Besucher bogen um die Ecke und verschwanden aus dem Blickfeld. Die anderen im Haus warteten vergeblich darauf, daß an die Tür geklopft wurde. Der Gastgeber war erstaunt darüber, daß sein Bruder und seine Schwägerin nicht haltgemacht hatten, »etwas, was noch nie vorgekommen ist«. Einige Minuten später stürmte ihre Nichte, eine junge Frau von 25 Jahren, ganz aufgeregt ins Haus. »Oh, Tante, ich habe mich so erschrocken«, sagte sie. »Vater und Mutter sind auf der Straße an mir vorbeigefahren, ohne ein Wort zu sprechen. Ich blickte zu ihnen hoch, aber sie schauten geradeaus, hielten nicht an und sagten nichts. Eine Viertelstunde vorher, als ich mich hierher auf den Weg machte, saßen sie noch am Feuer. Was ist nur los? Sie drehten sich nicht um und sagten nichts, obwohl ich sicher bin, daß sie mich gesehen haben.«

Etwa zehn Minuten später tauchte die Kutsche mit ihren Insassen wieder auf. Diesmal kamen sie wirklich an. Als das Phantom zu sehen war, hatte das Paar gerade seine Fahrt begonnen.

Die Engländerin Miß J. B. erzählt von einem Geist, der Jahre vor der echten Ankunft wahrgenommen wurde.

»Als kleines Kind lebte ich nach dem ersten Weltkrieg mit meinen Eltern in einem großen alten Bauernhaus in Yorkshire . . . Am liebsten hielt ich mich in der Küche auf, deshalb verbrachte ich an Wintertagen die meiste Zeit am Küchentisch, zeichnete und malte, während die Küchenhilfe geschäftig die Mahlzeiten zubereitete. Ich muß ungefähr sechs Jahre alt gewesen sein, als ich meinen »Geist« sah. Es war eine schmale, bleiche Frau, deren langes dunkles Haar im Nacken zu einem Knoten gebunden war. Sie stand neben dem Küchengerät, schluchzte und murmelte etwas in einer Sprache, die ich nicht verstehen konnte.

Ihr Kleid war grau und abgetragen, und ihre Schuhe hätten geflickt werden müssen, doch sie hatte etwas Vornehmes an sich. Als ich die »Dame in Grau« erwähnte, schienen meine Mutter und die Küchenhilfe überrascht. Sie nahmen wohl an, daß ich mit offenen Augen träumte.«

Miß J. B. sah die Gestalt ungefähr ein Jahr später wieder und begegnete der immer weinenden Frau in den folgenden Jahren noch neun- oder zehnmal. »Aus irgendeinem Grunde sprach ich sie nie an. Ich hatte den Eindruck, daß sie Mitgefühl benötigte, daß ich ihr aber nicht helfen konnte. Inzwischen war ich davon überzeugt, daß sie ein Geist war, fürchtete mich aber nicht vor ihr. Ich schlüpfte gewöhnlich aus der Küche hinaus und überließ sie ihrem Elend.«

Kurz nach ihrem vierzehnten Geburtstag siedelte Miß J. B. nach Irland über, um dort mit einem Onkel zu leben. Erst im Jahre 1945 kehrte sie nach Yorkshire zurück. »Meine Mutter fuhr mich von Leeds aus zu dem alten Haus zurück. Sie erklärte, daß es seit dem Tode meines Vaters zu groß für sie gewesen sei und sie nun eine Familie von polnischen Flüchtlingen dort untergebracht habe – eine Mutter mit ihren beiden jungen Töchtern. Der Vater sei während der deutschen Besatzung verschwunden, und die Mutter trauere immer noch über seinen Verlust. Als wir die Küche betreten hatten, erblickte ich zu meinem Erstaunen die »Dame in Grau« meiner Jugend, die am Küchenherd stand und weinte.

Zwei kleine Mädchen hielten sich an ihrem Kleid fest, aber davon abgesehen entsprach sie genau meiner Erinnerung. Sie trocknete die Tränen, als wir hereinkamen, und zwang sich zu einem Lächeln.«

Nachdem sie die Frau besser kennengelernt hatte, versuchte Miß J. B., ihr von der Vision zu erzählen, doch da ihr Gast nur sehr wenig englisch sprach, war sie nicht in der Lage, sie zu verstehen. »Aber ich glaube, daß ich sie besser trösten und ihr helfen konnte, sich in ihrem neuen Land einzuleben, da sie für mich wie eine alte Bekannte war.«

Miß J. B. meint, daß die Vision ihrer Kindheit nicht von der Polin selbst ausging, deren Kummer erst viele Jahre später verursacht wurde, »sondern von einem gütigen Wesen – dem Himmel oder Gott, wenn Sie wollen –, das im voraus mein Mitgefühl wecken wollte, da es wußte, was geschehen würde.«

Wenn die Vision nicht von einem intelligenten Wesen projiziert wurde und wenn sie kein Produkt der kindlichen Phantasie war, das zufällig der Polin glich, bleibt nur der Schluß, daß eine andere Zeit parallel zu der verläuft, die wir kennen, und daß sich irgendwie ein Moment der Zukunft *sichtbar* mit einem Moment der Gegenwart überschneidet, die das Mädchen erlebte. Die Theorie verschiedener Zeitsysteme ist äußerst komplex und schwierig und geht über den Rahmen dieses Buches hinaus. Aber ab und zu wird eine Geistergeschichte bekannt – wie die von der Polin –, die stark vermuten läßt, daß die Zukunft sichtbar werden kann.

Geschwaderkommodore George Potter blickte eines Abends während des zweiten Weltkrieges in die Zukunft und wurde unangenehm überrascht. Er führte damals eine Staffel, die in der Basis »Royal Air Force Shallufa« in Ägypten stationiert war. Von diesem Stützpunkt flogen leichte Bomber auf das Mittelmeer hinaus, um General Rommels Versorgungsschiffen Torpedos und Minen in den Weg zu legen. Die Staffel operierte gewöhnlich bei Nacht während des »Bombermondes«, das heißt, wenn der helle Widerschein des Vollmondes auf dem Meer bei Navigieren half.

Die Atmosphäre auf dem Stützpunkt war zwischen den Einsätzen von nervöser Fröhlichkeit gekennzeichnet. Piloten, Navigatoren, Bord- und Bombenschützen tranken und rauchten an ihren freien Abenden.

An einem solchen Abend, kurz vor Beginn des »Bombermondes«, betrat Potter zusammen mit Oberleutnant Reg Lamb die Messe, um vor dem Schla-



Der Geist des ersten Herzogs von Buckingham erscheint auf diesem Kupferstich einem Diener seines Sohnes, des zweiten Herzogs. Das gepanzerte Phantom bat den Diener, seinem Sohn – einem berüchtigten Wüstling, der einen Mann in einem Duell getötet hatte – mitzuteilen, er möge seine Lebensweise ändern, wenn er nicht mit dem Tode bestraft werden wolle. Der Geist besuchte den Diener dreimal; beim letztenmal trug er einen Dolch. Die Botschaft wurde dem Sohn übergeben – der keinen Versuch machte, sich zu bessern, und sechs Monate später ermordet wurde.



Der Geist des Grafen von Strafford, der mehreren Menschen, darunter auch König Karl I., erschienen sein soll. Straffords Geist warnte den König davor, sich am folgenden Tag bei Naseby mit Cromwells Streitkräften auf einen Kampf einzulassen. Der König mißachtete die Warnung und wurde geschlagen.

fengehen noch ein Gläschen zu trinken. Er blickte gleichgültig über die Anwesenden hinweg. Unter ihnen war, von Freunden umgeben, ein Geschwaderkommodore, den Potter Roy nannte.

Potter und Lamb tranken aus, und Potter bestellte eine weitere Runde. Plötzlich hörte er Gelächter von der Gruppe um Roy und schaute zu ihnen hinüber.

»Dann sah ich es. Ich drehte mich um und bemerkte, wie sich der Kopf und die Schultern des Geschwaderkommodores ganz langsam in einer bodenlosen schwarzblauen Tiefe bewegten. Seine Lippen waren zu einem fürchterlichen Grinsen zurückgezogen; seine Augenhöhlen waren leer; der restliche Teil seines Gesichts war matt von grünlichen, violetten Schatten bedeckt; Fetzen lösten sich an seinem linken Ohr.

Ich starrte ihn an. Mir schien, daß mein Herz angeschwollen war und ausgesetzt hatte. Ich spürte alle Anzeichen äußersten Entsetzens, die man aus den Geschichten kennt. Das Haar an meinen Schläfen und im Nacken fühlte sich wie Draht an, eisiger Schweiß tröpfelte meinen Rücken hinab, und ich zitterte leicht am ganzen Körper. Ich nahm die anderen Gesichter vage zur Kenntnis, doch die schreckliche Totenmaske beherrschte alles.«

Später konnte sich Potter nicht erinnern, wie lange das Erlebnis gedauert hatte, aber er merkte allmählich, daß Oberleutnant Lamb an seinem Ärmel zupfte. »Was zum Teufel ist mit dir los?« fragte Lamb. »Du bist kreidebleich . . . als wenn du ein Gespenst gesehen hättest!«

»Ich habe wirklich ein Gespenst gesehen«, antwortete Potter und deutete mit einem zitternden Finger auf die Gruppe. »Roy – Roy trägt das Todeszeichen.«

Reg Lamb warf Roy und den anderen einen Blick zu. Er bemerkte nichts Ungewöhnliches, aber der sonst unerschütterliche Potter war immer noch aschfahl und unsicher. Beide wußten, daß Roy in der folgenden Nacht fliegen würde, und Potter fragte sich, was er tun könne.

»Ich war in einem Zwiespalt, aber ich glaube, daß ich die richtige Entscheidung getroffen habe. Ich verzichtete darauf, dem Oberst meine Geschichte zu erzählen, damit Roy vielleicht nicht an der Mission teilnehmen mußte. Außerdem bin ich sicher, daß Roy sich geweigert hätte, seine Besatzung im Stich zu lassen. Ich glaube, daß meine Entscheidung, mich nicht einzumischen, Teil einer vorbestimmten Folge von Ereignissen war.«

In der nächsten Nacht wurden Potters Nerven auf die Probe gestellt. Gegen Morgen schrillte das Telephon, und er riß den Hörer an sich. Wie er erfuhr, waren Roy und seine Besatzung abgeschossen worden, doch das Flugzeug hatte sicher aufgesetzt, und eine begleitende Maschine hatte über ihnen gekreist, während sie auf ein Rettungsfloß kletterten.

»Ich war ungeheuer erleichtert und froh«, sagte Potter. »Die Rettungsmannschaften würden sie bald geborgen haben. Aber meine Freude war nur kurz. Man suchte und suchte, doch Roy und seine Besatzung wurden nicht gefunden. Plötzlich wußte ich, was ich gesehen hatte: Die schwarzblaue Tiefe

war das Mittelmeer bei Nacht, und er trieb tot darin; nur sein Kopf und seine Schultern wurden von einer Schwimmweste über Wasser gehalten.«

Die plastischen, genauen Einzelheiten der schrecklichen Vision deuten darauf hin, daß Potter einen Moment lang dazu fähig gewesen war, in die Zukunft zu blicken. Eine andere übersinnliche Voraussage des Todes ist dann gegeben, wenn die Erscheinung eines Verstorbenen den Betroffenen warnt, daß sein eigener Tod bevorsteht. Solche gespenstischen Warnungen sind in der Literatur weitverbreitet, kommen gelegentlich aber auch in der Realität vor. Eine zutreffende Vision dieser Art läßt nicht nur annehmen, daß es möglich ist, in die Zukunft zu schauen, sondern auch, daß die Erscheinung und die Warnung von einer überlebenden Persönlichkeit projiziert wurden, die im voraus weiß, was geschehen wird.

Der Geist, den Mrs. Gertrude Ashimi sah, erschien in einem Traum, was weniger verblüffend ist als eine Halluzination im wachen Zustand.

Mrs. Ashimi wurde als Kind einer wohlhabenden Familie in einem kleinen Dorf in Nigeria geboren. Sie wurde in Europa von römisch-katholischen Nonnen erzogen. Später studierte sie Jura in London und kehrte 1968, nach Abschluß ihrer Ausbildung, nach Nigeria zurück, um ihre verwitwete Mutter und ihre Brüder zu besuchen.

Eines Morgens erzählte Mrs. Ashimi ihrer Familie, daß sie einen lebhaften Traum gehabt habe. Sie habe eine alte lächelnde Frau gesehen, die – davon war sie überzeugt, obwohl sie sie nicht gekannt hatte – ihre Großmutter mütterlicherseits war. In der rechten Hand hielt die alte Frau ein goldenes Kreuzifix mit einer Perle in der Mitte, das an einer feinen goldenen Kette hing. »Meine Großmutter gab mir ein Zeichen, ihr zu folgen und schritt hinaus in den Garten, wo sie auf einen Baum deutete. Sie tippte mit dem Fuß auf den Boden neben dem Stamm und sagte: »Hier ist es – für Dich.« Dann verschwand sie.«

Mrs. Ashimis Mutter reagierte aufgeregt auf die Beschreibung der alten Frau. Sie sagte, es sei mit Sicherheit ihre eigene Mutter gewesen. Die Kette und das Kreuzifix erinnerten sie an das Schmuckstück, das die alte Frau getragen habe und das kurz vor ihrem Tod verlorengegangen sei. Die ganze Familie ging hinaus in den Garten und versammelte sich um den Baum, auf den die alte Frau gezeigt hatte, während Gertrude Ashimi in der ausgedörrten Erde zu graben begann. Wenige Zentimeter unter der Oberfläche fand sie das Kreuz und die Kette.

Mrs. Ashimi kehrte mit ihrem Mann, der ebenfalls Rechtsanwalt war, nach London zurück, um eine Praxis zu eröffnen. Im Jahre 1972, während sie in einem Londoner Krankenhaus auf die Geburt ihres Kindes wartete, erzählte sie einer Freundin die Geschichte des Kreuzifixes, das sie um den Hals trug. Sie berichtete ihrer Freundin auch, daß sie »eine unangenehme Vorahnung« habe, was das Baby betraf, denn ihre Großmutter sei wieder in einem Traum erschienen, aber diesmal mit trauriger Miene. Mrs. Ashimi war 27 Jahre alt, bei guter Gesundheit und gebar einen kräftigen Jungen. Wenige Tage nach

der Geburt starb sie jedoch plötzlich.

Nicht alle Warnungen durch Geister beziehen sich auf den Tod. John Aubrey, ein Gentleman des 17. Jahrhunderts, der Anekdoten über prominente Menschen seiner Zeit sammelte, gibt die merkwürdige Geschichte einer Erscheinung wieder, die der Geist Martin Luthers gewesen sein könnte.

Im 16. Jahrhundert waren Luthers Schriften durch den Papst verboten worden, nachdem er den Reformator als Ketzer exkommuniziert hatte. Alle Exemplare sollten verbrannt und Ungehorsam mit dem Tode bestraft werden. (Der Bann galt natürlich nicht für diejenigen deutschen Länder, die den lutherischen Glauben angenommen hatten.) Während der Unruhen der deutschen Religionskriege im 17. Jahrhundert entdeckte ein Lutheraner namens Caspar von Spar ein Exemplar gewisser Schriften. Er kam zu dem Schluß, daß man sie am besten erhalten könne, wenn man sie nach England schmuggeln, dort übersetzen und neu veröffentlichen ließe. Mit dieser Aufgabe betraute er den englischen Diplomaten Captain Bell, der das Buch mit nach London nahm.

Bell war jedoch ein vielbeschäftigter Mann, und Monate vergingen, in denen der Text ungeöffnet und verstaubt in seiner Bücherei lag. Eines Nachts schreckte er aus dem Schlaf auf und sah eine hagere Gestalt neben seinem Bett stehen. Ihre Knochen zeichneten sich unter dem durchsichtigen Fleisch ab, und ein langer weißer Bart reichte ihr bis zur Hüfte. Zu Bells Entsetzen schoß die Hand des Phantoms plötzlich hervor und zwickte sein Ohr mit einem erstaunlich festen Griff von Zeigefinger und Daumen.

»Bursche!« brüllte die Gestalt. »Hast du keine Zeit, das Buch zu übersetzen, das du aus Deutschland mitgebracht hast? Ich will dir den Ort und die Zeit dazu verschaffen!« Damit verschwand sie und ließ Bell zurück, der sich den kalten Schweiß von der Stirn wischte und sich das schmerzende Ohr hielt. Der Geist hielt sein Wort – oder vielleicht hatte er einfach prophetische Gaben.

Einige Tage später wurde Bell nach einem unerwarteten Zusammenstoß mit dem Lordkanzler ins Gefängnis geworfen und blieb dort zehn Jahre lang ohne Verhandlung. Da er nichts anderes zu tun hatte, machte er sich daran, Luthers Schriften zu übersetzen.

War die Erscheinung, wirklich die Gestalt Martin Luthers? Auf jeden Fall sah sie anders aus als er, und ihre Beherrschung der englischen Sprache war mehr als ungewöhnlich für einen Deutschen der damaligen Zeit. Vielleicht handelte es sich um einen von Luthers glühenden Anhängern oder nur um eine Projektion von Bells Gewissen. Man wünscht sich, daß die Gesellschaft für Parapsychologische Forschung schon existiert hätte, um Untersuchungen anzustellen.



Ein echter Geist? Dieses Photo wurde im Jahre 1959 von Reverend R. S. Blance im australischen Busch aufgenommen. Die Stätte war einst von Ureinwohnern bei zermürbenden Jünglingsweihen benutzt worden, zum Zeitpunkt der Aufnahme aber völlig verlassen. Technische Überprüfungen des Films schlossen eine doppelte Belichtung aus. Photos von Erscheinungen (oder vermeintlichen Erscheinungen) sind sehr selten, doch sie liefern einen der Belege für die These, daß Geister existieren.



Geister sind in der Folklore, Kunst und Literatur aller Nationen zu finden.

Ein typischer japanischer Geist mit wallendem weißen Gewand und zerzaustem Haar, der sich über einen entsetzten Sterblichen beugt. Japanische Geister werden oft ohne Beine dargestellt; Geister von Menschen, die ein schändliches Leben geführt haben, sind oft verkrüppelt, um eine Bestrafung nach dem Tode anzudeuten. In der japanischen Folklore suchen Geister häufig Menschen auf, um sie vor dem Nahen des Todes zu warnen. Der Schriftsteller Inuji bemerkt, daß »sie am leichtesten von Menschen wahrgenommen werden, die krank oder . . . körperlich und geistig schwach, unwissend und für Eindrücke empfänglich sind«.

Der Eingang zu einer Geisterbahn in einem Vergnügungspark zeigt die Schrecken, die innen angeboten werden. Menschen gruseln sich gern vor phantastischen Versionen des Übersinnlichen, wie zum Beispiel Gespenstergeschichten und eindrucksvoll häßlichen Ungeheuern, die aus dem Dunkel auftauchen. Doch die meisten gut belegten Berichte von Geistern kommen ohne Horror aus. Gewöhnlich ist der Wahrnehmende nicht einmal verängstigt. Viele Erscheinungen sind so lebensecht, daß sie fälschlich für Menschen gehalten werden.



Diese Steinfigur auf der Kathedrale von Notre Dame in Paris ist die typische mittelalterliche Darstellung eines Dämons, der eine Kirche vor anderen Dämonen beschützen soll. Die Kirche glaubte, daß Dämonen als Geister erscheinen konnten.



Ein Liebespaar des Mittelalters trifft auf diesem romantischen Gemälde von Rossetti seine Doppelgänger. Der Anblick des eigenen Doppelgängers war Legenden gemäß ein Todesomen. Rossettis echtes Liebespaar wird von Furcht überwältigt.

SPUKSTÄTTEN

Leutnant John Scollay verlor nur selten die Beherrschung, aber jetzt hatte er keine Geduld mehr mit seinem Hauptfeldwebel. Scollay versuchte, seine Kompanie in einem Wäldchen vor Dünkirchen trotz des sporadischen, aber tödlichen Feuers deutscher Scharfschützen zusammenzuhalten. Zu viele der Scottish Highlanders mit ihren grünen Kilts waren an jenem Tag im Juni 1940 im Unterholz zusammengebrochen. Als die Nacht hereinbrach, wurde Scollays Ruhe endgültig von einer absurden Idee des Hauptfeldwebels erschüttert.

»Verdammt noch mal, was soll das heißen, *es spukt?*« fuhr er ihn an. »In diesem Wald spukt es nur von Deutschen. Das ist jetzt unsere einzige Sorge.«

Der Hauptfeldwebel war hartnäckig. »Hier gehen Gespenster um, Sir«, flüsterte er. »Ich weiß es, und die Leute wissen es. Um Gottes willen, Sir, wir haben keine Angst vor den Deutschen. Wir wollen vorrücken oder uns an der Flanke durchschlagen – aber wir können nicht noch eine Nacht hierbleiben!«

Der Gedanke klang lächerlich, doch Scollay konnte ihn nicht ganz verwerfen. Seine Kompanie war seit 48 Stunden in diesem wuchernden Dickicht eingeschlossen gewesen. Deutsche Soldaten hatten sich in den umliegenden Feldern verschanzt und erwarteten die Ankunft von Panzern, was das Ende für die kleine Gruppe von Schotten bedeutet hätte. In diesen zwei Tagen hatten die Highlanders mit ihrem gewohnten fröhlichen Ungestüm gekämpft, den Feind mit Maschinengewehrfeuer bestrichen und Gewehrschüsse auf sich bewegende Schatten abgegeben. Nun schienen sie ihre Moral verloren zu haben, was bei den 51. Highlanders noch nie vorgekommen war – wegen *Geistern?*

»Es ist etwas Unwirkliches, Sir«, erklärte der Hauptfeldwebel, »aber wir alle spüren es. Eine Art Kraft, die uns zurückstößt. Es ist etwas Unheimliches, gegen das wir nicht ankämpfen können, Sir.«

Schließlich fiel die Kompanie zurück und schloß sich den anderen britischen Truppen beim katastrophalen Rückzug von Dünkirchen an. Als sie den »Spukwald« hinter sich gelassen hatten, gewannen Scollays Männer wieder ihre Entschlossenheit und Unbekümmertheit, doch sie waren machtlos gegen die Panzer und Stukas. Die meisten von ihnen fielen oder wurden am Strand von Dünkirchen gefangengenommen.

Scollay selbst verbrachte den Rest des Krieges in einem deutschen Gefangenenlager, wo er gelegentlich über die Worte seines Hauptfeldwebels an jenem Abend im Juni nachdachte. Nach Kriegsende kehrte er zu dem »Spukwald« zurück. Einige Nachforschungen in einer Bücherei in Dünkirchen förderten eine bedeutsame Tatsache ans Licht: Im Sommer des Jahres 1415,

einige Monate vor der Schlacht von Agincourt, hatten englische Soldaten in demselben Dickicht gegen die Franzosen gekämpft.

Waren die Geister der getöteten englischen und französischen Soldaten, deren Körper im Unterholz gelegen hatten, irgendwie zurückgekommen, um ihre Nachfolger mehr als 500 Jahre später heimzusuchen? Oder war das Gebiet von einer Todesaura umgeben, die von den Schotten gespürt wurde, nachdem sie ihr zwei Tage lang ausgesetzt waren? Es gab keine Tradition von Spukerscheinungen an jener Stelle, aber vielleicht hatte die übernatürliche Kraft fünf Jahrhunderte lang brachgelegen, um erst durch neue Gewalttätigkeit geweckt zu werden.

Scollay war sich nicht sicher, woraus die Kraft bestand, aber er ist von ihrer Existenz überzeugt. »Der Kampfesmut dieser Männer war nicht zu bezweifeln«, sagte er. »Dafür gibt es Beweise. Es waren nicht nur gewöhnliche Kugeln, die sie an jenem Tag in Angst und Schrecken versetzten.«

Wenn es in diesem Wäldchen in Nordfrankreich spukt, handelt es sich nur um eines von vielen Schlachtfeldern, denen der Ruf des Übersinnlichen anhängt. Der Legende nach gehört das Schlachtfeld von Marathon zu ihnen. Für mehrere Jahre nach dem Sieg der Griechen über die Perser von 490 v. Chr. wiederholte sich der Kampf auf geheimnisvolle Weise in jeder Nacht. Wer das Feld nach Sonnenuntergang aufsuchte, hörte das Dröhnen von Stahl auf Stahl, die Schreie der Verwundeten und Sterbenden und nahm den Geruch von Blut wahr. Wer das Pech hatte, die gespenstischen Krieger zu sehen, starb angeblich innerhalb eines Jahres.

Geisterschlachten sind ein dramatisches Beispiel für einen immer wiederkehrenden Spuk. Die meisten Menschen stellen sich unter einem Geist etwas vor, was wieder und wieder an derselben Stelle auftaucht. Einmalige Erscheinungen, wie zum Beispiel die Krisenerscheinungen, sind weniger vertraut. Ein Geist, der sich einer Person — oder auch einer Gruppe von Personen — nur ein einziges Mal zeigt, ist eine private Erscheinung. Ein Geist jedoch, der mit einem bestimmten Ort in Verbindung gebracht wird und dort mehr als einmal beobachtet wurde, kann für jeden sichtbar werden. Hinter dieser Art des Geistes verbirgt sich meist eine fesselnde Geschichte, die erklärt, warum er gerade hier auftaucht. Als Grund wird gewöhnlich ein großes Unglück, das jemand an dieser Stelle erlebte, eine starke Gefühlsbindung an den Ort oder irgendeine Gewalttat angegeben.

Wenn wir dieser Argumentation folgen, ist es am wahrscheinlichsten, daß es auf Schlachtfeldern spukt. Der konzentrierte Schmerz und Schrecken, der Siegesstolz und die Scham über eine Niederlage — von der gewaltigen Energie, die aufgewendet wird, nicht zu reden — würden an dieser Stelle fixiert werden, so daß Menschen mit ausreichender medialer Fähigkeit sie spüren oder sogar sehen und hören könnten. Wenn diese Theorie zutrifft, müßte man annehmen, daß es auf allen Schlachtfeldern spukt, aber diesen Ruf haben relativ wenige von ihnen.

Der Spuk von Edgehill im englischen Warwickshire gehört zu den berühm-

Das Schild der Cannard's Grave Inn in Somerset. Der Gastwirt Cannard wurde reich, indem er Geschäfte mit Straßenräubern und Schmugglern machte. Als er sich an Fälscherei versuchte, wurde er entlarvt. Bevor man ihn verhaften konnte, hängte er sich auf. Er wurde an dem Kreuzweg begraben, wo seine Bande von Wegelagerern Reisende überfallen hatte und wo die Gaststätte heute steht. Jetzt geht dort sein Geist um.



Die Illustration aus dem Jahre 1920 stellt eine Ku-Klux-Klan-Versammlung dar. Die Mitglieder des ursprünglichen Klans gaben sich häufig als die Geister von Shilo aus.





Die Kapitulation der 51. Highland Division vor Feldmarschall Rommel (links) bei Saint-Valery-en-Caux in Frankreich, kurz nach der Niederlage der Alliierten bei Dünkirchen im Juni 1940. Eine kleine Gruppe von Hochländern hatte während der Schlacht ein seltsames Erlebnis. Sie waren davon überzeugt, daß es in dem Dickicht, in dem sie sich gegen die näherrückenden Deutschen verteidigten, spukte.

Ein Kupferstich der Schlacht bei Edgehill, die 1642 im englischen Bürgerkrieg geschlagen wurde. Für mehrere Monate nach der Schlacht berichteten Zeugen von Phantomen, die sie immer wieder ausfochten. Zu den Geistertruppen gehörte Prinz Rupert, der Befehlshaber der königlichen Streitkräfte (links), der noch am Leben war, als die Erscheinung auftauchte.



Die Spukgalerie von Hampton Court Palace, in der die Schreie von Katherine Howards Geist (dem Photo eingefügt) widerhallen. Er eilt durch sie hindurch auf eine Tür zu, die in die Kapelle führt. Der Spuk wiederholt eine Szene aus Katherines letzten Tagen: Sie entwichte aus dem Zimmer, in das sie eingesperrt worden war, um Heinrichs Gnade zu erleben.



Ein Porträt, das vermutlich Katherine Howard darstellt, die fünfte Frau Heinrichs VIII. Sie wurde enthauptet.

testen, die sich auf einem Schlachtfeld zugetragen haben. Dort fochten am 23. Oktober 1642 königstreue Truppen unter dem Neffen des Königs, Prinz Rupert, und parlamentarische Truppen unter Oliver Cromwell die erste Schlacht des englischen Bürgerkrieges aus. Nach dem Kampf, der ohne Entscheidung blieb, lagen rund 5000 Tote auf dem gefrorenen Boden von Edgehill.

Einen Monat später sahen einige Schafhirten ein seltsames Schauspiel: Die Soldaten von König und Parlament hatten sich wieder aufeinander gestürzt, Trommeln dröhnten, Harnische knirschten, Kanonen spien Feuer und Rauch. Diesmal blieben jedoch keine Leichen auf dem Boden zurück. Die Phantomheere wurden am Weihnachtsabend noch einmal beobachtet. Karl I. erfuhr davon und befahl mehreren Offizieren, von denen einige bei Edgehill gekämpft hatten, Nachforschungen anzustellen.

Bei ihrer Rückkehr bestätigten die Offiziere die Nachricht in allen Einzelheiten. Sie hatten nicht nur die Schafhirten befragt und ihre Erzählungen ausführlich niedergeschrieben, sondern die Schlacht sogar zweimal selbst gesehen. Sie erkannten einige der Männer, die bei Edgehill gefallen waren; außerdem bemerkten sie die Gestalt von Prinz Rupert, der noch sehr lebendig war. Damals mochte noch niemand davon Notiz genommen haben, aber diese Beobachtung untermauerte die Theorie, daß Geister nicht die Seelen der Verstorbenen sind, sondern mit ihrer Hilfe vielmehr eine Szene aufgezeichnet wird, die unter gewissen Umständen wiederholt werden kann.

König Karl interpretierte die Gespensterschlacht als Omen dafür, daß die Rebellion gegen ihn bald niedergeschlagen werden würde. Er wurde sechs Jahre später widerlegt, als Cromwell an die Macht kam und den König enthaupten ließ.

Der amerikanische Bürgerkrieg war wohl die größte Tragödie in der Geschichte der Vereinigten Staaten. Wir dürften erwarten, daß seine Schlachtfelder immer noch von dem fürchterlichen Konflikt widerhallen, der das Leben von fast einer halben Million Soldaten kostete. Doch fast alle Schlachtfelder des Bürgerkrieges bleiben still. Manchmal hört man Geschichten über Phantomtruppen bei Gettysburg, aber das einzige Schlachtfeld des Bürgerkrieges, auf dem es vielen Stimmen zufolge spuken soll, ist Shilo. An dieser Stelle in Tennessee überraschten General Johnstons Konföderierte am 6. April 1862 die Armee von General Grant in ihrem Lager. Nach zwei Tagen des Kampfes, an denen mehr als 24 000 Mann getötet wurden, besiegte die Unionsarmee die Konföderierten. Noch Tage später soll der Fluß von Blut tiefrot gefärbt worden sein. Sobald die Trümmer der Schlacht fortgeräumt worden waren, begannen sich Gerüchte von Phantomarmeen, die ab und zu auf dem Feld erschienen, zu verbreiten. Sie haben sich bis heute erhalten.

Ob sie echt waren oder nicht, die Geister von Shilo trugen indirekt zur Gründung und zum frühen Erfolg des Ku Klux Klan bei. Die Legende erreichte die Südstaaten und wurde in der Nacherzählung immer weiter ausgeschmückt. Die Geister der konföderierten Soldaten, so lautete die Geschichte, ritten zurück in ihre Heimat, wo sie jeden einschüchtern würden, der

Das Porträt einer unbekanntenen Dame, die Anne Boleyn gewesen sein könnte, von Holbein. Anne, die zweite Frau Heinrichs VIII., wurde im Tower von London gefangengehalten und nach der Anklage des Ehebruchs enthauptet. Ihr Geist geht im Tower und an anderen Stätten um, die sie bewohnte.



Die Ruine des alten Scotney Castle in Kent. Scotney gehörte mehr als 250 Jahre lang einem anderen Zweig der Familie Darrell (die hier als Darrell buchstabiert wird). Beim Begräbnis von Arthur Darrell im Jahre 1720 wurde der Sarg gerade ins Grab hinabgelassen, als ein Fremder in einem schwarzen Mantel sagte: »Sie glauben, daß sie mich hier beerdigen.« Der Mann wurde nie wieder gesehen, aber nach einem Jahrhundert oder noch später öffnete der Totengräber einen alten Sarg und fand ihn mit schweren Steinen gefüllt. Der Geist Arthur Darells geht nicht in Scotney um, doch Dorfbewohner sagen, daß ab und zu der Geist eines ertrunkenen Steuereintreibers aus dem Schloßgraben kriecht.



versuchte, die traditionelle Lebensart zu ändern.

Die Niederlage des Südens im Jahre 1865 beendete diese Lebensart; die radikalste Änderung bestand darin, daß Hunderttausende von Sklaven befreit wurden. Die weißen Südstaatenbewohner fürchteten den Zorn dieser ungezügelter Macht, fanden dann aber zufällig einen Weg, die Schwarzen zur Passivität zu zwingen. Ein paar ehemalige konföderierte Offiziere, die einen Klub gebildet hatten, ritten eines Nachts betrunken und in Laken gehüllt durch die Straßen von Pulaski in Tennessee. Als die Mitglieder der Gruppe, die sich Kuklos Klan (*Kuklos* ist griechisch für »Kreis«) nannte, erfuhren, daß viele der Schwarzen sie für die legendären Toten von Shilo gehalten hatten, erkannten sie die Möglichkeiten ihrer Verkleidung. Während der gesamten Rekonstruktionszeit schüchterten die Überfälle der in weiße Laken und Kapuzen gehüllten »Geister« die schwarze Bevölkerung ein.

Ein echter Geist kann überall gesehen werden, auch am helllichten Tage und in der alltäglichsten Umgebung. In vielen gewöhnlichen Häusern, von denen einige nicht sehr alt sind, spukt es. Am bekanntesten sind jedoch die Geistergeschichten, die mit riesigen und oft düsteren Häusern, Trümmern von Klöstern und mit Schlössern verbunden sind. Wenn der Geist königlicher Herkunft ist, erhöht sich seine Attraktion noch. Es gibt zum Beispiel eine recht fadenscheinige Legende, daß der Geist von Königin Elisabeth I. in der Bibliothek der Königin in Windsor Castle erschienen ist. Der Geist Katherine Howards, der fünften Frau von Heinrich VIII., soll schreiend durch die Zimmer von Hampton Court Palace laufen.

Der Tower von London ist durchdrungen vom Schmerz und Leid derjenigen, die in der nicht so guten alten Zeit Opfer des königlichen Mißfallens wurden. Ihm werden verschiedene Gespenstergeschichten zugeordnet, von denen allerdings wenige gut dokumentiert sind. Eine Erzählung betrifft die Kapelle von St.-Peter-ad-Vincula, eine der beiden Kapellen innerhalb des Towers, in der die Frau Heinrichs VIII., Anne Boleyn, begraben sein soll. Wie ihre Nachfolgerin Katherine Howard wurde sie des Ehebruchs bezichtigt, der in diesem Falle als Hochverrat galt, und enthauptet. Eines Nachts kletterte ein Wachtposten, der ein Licht in der Kapelle entdeckt hatte, mit einem weiteren Soldaten hinauf, um nachzuforschen. In der Kapelle sahen sie eine Prozession von Menschen in Tudortracht, die im Gang auf und ab wandelten und von einer Gestalt geführt wurden, die Anne Boleyn ähnelte. Kurz darauf verschwanden die Gestalten und das Licht.

Wir mögen diesen malerischen Geschichten von königlichen Geistern mit einem skeptischen Lächeln lauschen, da sie so offensichtlich Produkte des Wunschdenkens sind. Und doch besitzen sie eine gewisse Logik: Wenn ein Spuk durch die Konzentration intensiver Gefühle auf eine bestimmte Stelle verursacht wird, wessen Erscheinen wäre dann denkbarer als das der Menschen, die in die grausamen Intrigen und Konflikte ihrer Zeit verwickelt waren? Wer überhaupt an Geister glaubt, kann sich leicht vorstellen, daß sich der Geist der unglücklichen Anne Boleyn, die auf die Hinrichtung wegen



Littlecote, ein Herrenhaus in Wiltshire, wird von mehreren Geistern heimgesucht. Darunter ist die Gestalt einer Hebamme, die ein Baby an sich preßt; es wurde einer gräßlichen Geschichte zufolge von seinem eigenen Vater, dem »schlimmen Will Darrell«, im Jahre 1575 ins Feuer geworfen. Darrells eigener Geist soll an der Stelle umgehen, wo er vom Pferd fiel und starb.



Bosworth Hall in Leicestershire beherbergt mehrere übernatürliche Phänomene. Eines von ihnen ist der Geist Lady Lisgars, einer Protestantin, die in die katholische Familie der Eigentümer von Bosworth einheiratete. Sie soll dazu verdammt sein, hier umzugehen, weil sie sich weigerte, einen Priester zu einer sterbenden Dienerin zu lassen. Der gegenwärtige Eigentümer hat ein Verzeichnis von Lady Lisgars Besuchen angelegt und läßt die Zimmer jedes Jahr zu Ostern von einem Priester segnen.



Ein Porträt von Lady Lisgar, deren Schemen in Bosworth Hall umgeht.

eines Verbrechens wartete, das sie nach allgemeiner Auffassung nicht begangen hatte, und die indirekt für die Folterung und den Tod mehrerer ihrer Freunde verantwortlich war, der Atmosphäre des Towers eingepägt haben könnte.

Großbritannien wird oft als das Land mit den meisten Gespenstern der Welt bezeichnet. Wahrscheinlich besitzt es nicht mehr oder weniger Spukgestalten als jedes andere Land, doch die Briten sind traditionsbewußt und tun deshalb mehr als andere Nationen, um ihre Geister »am Leben« zu erhalten. Es gibt kaum ein Landhaus von einem Ende der Insel bis zum anderen ohne ein dort ansässiges Phantom.

Die Geister von Littlecote, einem Herrenhaus in Wiltshire, erinnern an einen tragischen und blutigen Vorfall der Elisabethanischen Zeit. Im 16. Jahrhundert gehörte das Haus dem »schlimmen Will Darrell«. In einer stürmischen Nacht im Jahre 1575 sandte Darrell Boten aus, um die Hebamme Mrs. Barnes zu holen, die in einem Dorf in der Umgebung wohnte. Ihr wurde eine große Summe angeboten, wenn sie einer Dame bei der Geburt helfen wolle, doch Darrells Diener verband ihr die Augen, damit sie sich den Weg zum Haus nicht merken konnte.

Mrs. Barnes kam in Littlecote an und wurde von dem Herrn des Hauses nach oben in ein reich ausgestattetes Schlafzimmer geführt, in dem eine Frau, die eine Maske trug, in den Wehen lag. Darrell versprach der Hebamme, daß er sie großzügig belohnen werde, wenn die Geburt komplikationslos verlief, daß sie aber ebenfalls sterben müsse, wenn die Frau das Leben verlor. Die erschrockene Hebamme verrichtete ihre Arbeit, und bald gebar die Dame einen Sohn. Als Mrs. Barnes Darrell das Baby zeigte, führte er sie zu einem Kamin auf dem Treppenabsatz und befahl ihr, das Kind ins Feuer zu werfen. Die entsetzte Frau bat ihn auf den Knien, das Kind selbst behalten zu dürfen, aber Darrell entriß ihr das Baby und schleuderte es in die Flammen. Am Morgen verband man Mrs. Barnes wieder die Augen und brachte sie nach Hause.

Während sie auf die Geburt wartete, hatte Mrs. Barnes jedoch heimlich ein Stück der Bettvorhänge abgeschnitten und sie wieder zusammengenäht. Mit diesem Indiz und ihrer Beschreibung des Hauses wandte sie sich an die örtlichen Behörden, die das Haus als Littlecote identifizieren konnten. Sein Reichtum und Einfluß gestatteten es Darrell aber, den Richter zu bestechen und seiner Strafe zu entgehen.

Schließlich nahm sich eine andere Art der Gerechtigkeit Will Darrells an. Eines Tages ritt er mit seinen Hunden auf die Jagd, stürzte vom Pferd und brach sich das Genick. Der Legende zufolge wurde die Stelle, an der er gestürzt war, von dem Bild eines Kindes heimgesucht, das in Flammen gehüllt war — wie das unschuldige Kind, das er ermordet hatte.

Im Haus selbst hallten das Schlafzimmer, in dem die unbekannte Dame das Kind geboren hatte, und der Treppenabsatz, auf dem der Mord stattfand, manchmal von den Schreien der Hebamme, der Mutter und des Babys wider.

Manche behaupten sogar, die Gestalt der verängstigten Hebamme gesehen zu haben, die das Kind an sich drückte.

Theater gelten oft als von Gespenstern heimgesucht. Das Londoner Königliche Theater, Drury Lane, beansprucht in dieser Hinsicht den ersten Rang der Welt. Erbaut im Jahre 1663, wenn auch später verändert und zum großen Teil umgebaut, hat dieses Theater nicht nur drei Jahrhunderte Bühnengeschichte, sondern auch eine große Zahl übersinnlicher Phänomene erlebt. Sieben verschiedene Phantome wurden hier beobachtet.

Eines von ihnen ist ein hilfreicher Geist, der sich auf Komödien zu verstehen scheint. Als die amerikanische Schauspielerin Betty Jo Jones in den fünfziger Jahren am Drury Lane die komische Rolle der Ado Annie in *Oklahoma!* spielte, machte sie sich Sorgen, weil niemand über sie lachte. Eines Abends spürte sie plötzlich zwei kräftige Hände auf ihren Schultern, die sie zum vorderen Teil der Bühne drängten. Die Hände korrigierten dann sanft ihre Armbewegungen und sogar die Neigung ihres Kopfes. All das geschah, während sie ihre Zeilen deklamierte – die zum erstenmal Heiterkeit hervorriefen.

Bei einer anderen Gelegenheit stand die junge Sängerin Doreen Duke nervös auf der Bühne und wartete darauf, für eine Rolle in *The King and I* (*Der König und ich*) probezusingen. Als sie an der Reihe war, merkte sie, wie ihr jemand freundlich auf die Schulter klopfte. Dann ergriff eine unsichtbare Hand die ihre und führte sie in die Mitte der Bühne. Während des ganzen Liedes wurde ihre Hand gehalten, und sie berichtete später, daß sie trotz aller Unheimlichkeit des Gefühls merkwürdig selbstbewußt war. Sie erhielt die Rolle.

Der inzwischen verstorbene W. J. »Popie« McQueen Pope, ein Kritiker und Theaterhistoriker, der viele Jahre eng mit dem Drury Lane verbunden war, wies auf die mögliche Identität dieses zuvorkommenden Geistes hin. Es mußte sich um eine freundliche Seele handeln, die Experte für Komödien, Regie und Gesang war. Nach McQueen Popes Ansicht konnte es nur der Schemen Joe Grimaldis sein, des im 19. Jahrhundert beliebten Clowns, dessen Güte gegenüber seinen Kollegen schon zu Lebzeiten legendär gewesen war.

McQueen Pope selber war oft beim Erscheinen des berühmtesten Phantoms von Drury Lane, des Mannes in Grau, zugegen. Manche Parapsychologen glauben sogar, daß Popie unbewußt als Katalysator für den Geist gedient haben könne.

Der Mann in Grau ist in der jüngsten Vergangenheit nicht gesichtet worden, aber über mehr als 200 Jahre hinweg – vom frühen 18. Jahrhundert bis etwa zur Mitte des 20. – hatte er zahlreiche Auftritte. Theaterbesucher und Schauspieler waren Zeuge, wie er aus einer Mauer an der Seite des zweiten Ranges auftauchte, hinter den Sitzen vorbeiging und in der Mauer an der gegenüberliegenden Seite verschwand. Die Gestalt ist von überdurchschnittlicher Größe, hat ein kräftiges, gut geschnittenes Gesicht und trägt einen lan-

Der Theaterhistoriker McQueen Pope kannte Drury Lane und seine Geister und schrieb über sie. Er sah den Mann in Grau mehrere Male und schien ihn fast nach Belieben heraufbeschwören zu können.



Eine Anzahl Amerikaner bei einer »Übersinnlichen Gruppenreise«; der frühere Direktor George Hoare erzählt ihnen die Geschichte der Spukgestalten von Drury Lane.





Das Innere des Drury-Lane-Theaters. Der Mann in Grau erscheint aus einer bestimmten Stelle der hinteren Wand.

Diana, die Jägerin, ein französisches Gemälde der römischen Göttin (den Griechen als Artemis bekannt) aus dem 16. Jahrhundert. Sie wird in Legenden manchmal mit der Wilden Jagd assoziiert, einer blutdürstigen Meute von Jägern und Hunden, die bei Vollmond durch den Himmel preschen sollen. Die Wilde Jagd gehört zu den am weitesten verbreiteten und ältesten Mythen Europas; man kennt sie in Frankreich, Deutschland und England.



gen grauen Umhang, einen Säbel, Reitstiefel, eine gepuderte Perücke und einen Dreispitz. Der Mann spricht nie, macht nicht das geringste Geräusch und scheint die ihn Umgebenden nicht zu bemerken. Wenn ihm eine Person den Weg versperrt, scheint er sich aufzulösen und dann in einiger Entfernung auf der anderen Seite des Menschen wieder aufzutauchen.

Die Gestalt ist nie identifiziert worden, doch kurz vor 1850 ergab sich ein Anhaltspunkt. Während strukturelle Veränderungen am Theater vorgenommen wurden, entdeckten einige Arbeiter einen Alkoven hinter der Mauer, aus der der Geist hervorkam. In dem Alkoven fanden sie das Skelett eines Mannes mit einem Dolch zwischen den Rippen. Ein paar geschwärzte Stoffstücke klebten noch an den Knochen, verfielen aber zu Staub, als sie berührt wurden.

Das Skelett wurde entfernt, eine gerichtliche Untersuchung angestellt und ein Spruch ohne Nennung des Täters gefällt. Man hat geäußert — allerdings ohne jedes Beweismaterial —, daß der Körper einem Opfer von Christopher Rick gehört haben könnte, der als »Bad Man of Old Drury« bekannt war und das Theater während der Regierungszeit von Königin Anne leitete. Rick war für seine Unbeherrschtheit berüchtigt; er könnte den Mann ermordet und dann im Theater eingemauert haben. Da er das Gebäude dauernd verändern ließ, würde diese zusätzliche Maurerarbeit keinen Verdacht erregen.

Nach der gerichtlichen Untersuchung wurde dem Skelett des anonymen Mannes ein Armenbegräbnis auf einem nahegelegenen Friedhof gegeben. Wenn die Theorie stimmt, daß das Begräbnis in geweihter Erde einer ruhelosen Seele Frieden bringt, war mit neuen Auftritten des Mannes in Grau nicht mehr zu rechnen. Wenn jedoch die Theorie zutrifft, daß ein Spuk nichts mit einer Seele zu tun hat, sondern ein bewegliches, auf einer Szene zurückgelassenes Bild ist, gab es keinen Grund für den Mann in Grau, seine Besuche nicht fortzusetzen. Er setzte sie fort.

Von der Mitte der dreißiger Jahre bis zu McQueen Popes Tod im Jahre 1960 wurden seine Auftritte immer häufiger. Während dieser Zeit erschien er oft Besuchern, denen der Historiker das Theater zeigte. Wenn diese Leute die Gestalt tatsächlich sahen, wurde ihre Vision dann auf irgendeine Weise durch die Popies stimuliert? Wir wissen, daß Menschen in ihrer Fähigkeit, übersinnliche Phänomene wahrzunehmen, variieren und vielleicht auch in ihrer Fähigkeit, Erscheinungen für andere zu projizieren. McQueen kann in beiden Hinsichten ungewöhnlich begabt gewesen sein, was erklären mag, wie er den Geist fast zum Erscheinen auffordern konnte. Viele Menschen hatten den Geist jedoch vorher auch ohne Popies Anwesenheit und vor seiner Zeit gesehen. Er hat den Geist gewiß nicht hervorgebracht, aber hat er seine Auftritte irgendwie angeregt?

Wir wollen die Geister, die als Touristenattraktionen dienen, beiseite lassen und einen Spuk betrachten, der sich vor einigen Jahren in der hübschen und bequemen Pfarrei des Dorfes Yattendon im englischen Berkshire zutrug. Ein Teil des Hauses war im 18. Jahrhundert gebaut worden, aber gegen 1900

Das Porträt eines übermütigen Geistes, der sich nach 1880 im Anwesen der Murrays von Sandwich in Massachusetts tummelte. Das Ehepaar wurde oft von den nächtlichen Geräuschen der Erscheinung geweckt. Sie versuchten, sich der Belästigung zu entledigen, indem sie die Gestalt mit Stiefeln und Schuhen bewarfen, doch die Geschosse glitten durch sie hindurch. Mrs. Murray verließ das Haus schließlich; nachdem Mr. Murray einmal von dem Geist niedergeschlagen worden war, folgte er ihrem Beispiel.



Der Gouverneursitz von Virginia in Richmond, in dem seit achtzig Jahren der Geist einer schönen jungen Frau spukt.

wurden ausführliche Veränderungen vorgenommen. Einer der beiden Geister, die in dem Haus umgingen – eine ältere Dame mit einem sympathischen Gesicht –, wurde zuweilen beobachtet, wenn sie den Stufen einer Treppe folgte, die bei den Umbauten entfernt worden war. Ein solches Benehmen ist für viele Spukgestalten typisch; der Teil einer Wand, durch den ein Geist gewöhnlich verschwindet, enthält oft eine später zugemauerte Türöffnung.

Dennis Bardens beschreibt in seinem Buch *Ghosts and Hauntings (Geister und Spukgestalten)* ausführlich die Geschehnisse in der Pfarrei von Yattendon. Er besuchte das Haus vor einigen Jahren und unterhielt sich mit vielen Menschen, die die Geister gesehen hatten: Reverend A. B. Farmer, dem früheren Pfarrer, seiner Frau, seiner Tochter und einer Mrs. Barton, die mehrere Monate lang bei ihnen gewohnt hatte. Mrs. Barton sah den jünger wirkenden der beiden Geister und beschrieb ihn als »recht hübsch«; er habe ein »silbergraues Kleid«, das im Stil des 18. Jahrhunderts geschnitten war, getragen. Ein »Lichtschein hüllte ihn ein«. Sowohl Mrs. Barton als auch Mrs. Farmer, die die Gestalt bei einer anderen Gelegenheit beobachtet hatte, fiel auf, daß sie nicht auf dem Fußboden, sondern darüber wandelte.

Diese elegante Dame war eine weniger häufige Besucherin als »Mrs. It«, deren Erscheinen, wie die Frau des Pfarrers sagte, ein »gewöhnliches Ereignis« war. Diese Gestalt ähnelte manchmal einer dunkelgrauen Rauchwolke, wirkte zu anderen Zeiten aber fast menschlich. Auch sie trug die Kleidung des 18. Jahrhunderts. Ihr Kleid war »aus fester, schwarzer, glänzender Seite. Der Rock ist ausladend und rund, und ihr Oberkörper ist von einem dunklen Schal bedeckt, wahrscheinlich aus Wolle, unter dem sie eine Art Korb trägt. Sie hat einen Hut auf (über einer Kappe), der mit einem Band unter ihrem Kinn befestigt ist«.

Mrs. It schien sich für die Vorgänge in der Familie zu interessieren. »Während der Vorbereitungen für die Hochzeit meiner Tochter«, sagte Mrs. Farmer, »inspizierte sie die Hochzeitsgeschenke und die Arrangements in der Küche.« Wußte der Geist wirklich, was um ihn herum geschah? Wieso benutzte er dann eine Treppe, die nicht mehr existierte? Aber Geister sind natürlich nicht durch die Beschränkungen unserer Welt gebunden, und vielleicht hatte Mrs. It eine besondere Vorliebe für die Treppe gehabt, als sie zwei Jahrhunderte zuvor in der Pfarrei lebte.

Schließlich verließen die Farmers das Haus, und ein neuer Pfarrer zog ein. Die neue Familie hielt nicht viel von seinen gespenstischen Besuchern und bat Mr. Farmer, einen Exorzismus-Gottesdienst abzuhalten. Seitdem sind die Damen nicht mehr gesehen worden.

Die verbreitete Vorstellung, daß es auf Friedhöfen besonders leicht spukt, ist durch parapsychologische Forschungen nicht bestätigt worden. Die traditionellen Geschichten von malerisch gewandeten Gestalten, klirrenden Ketten und aus Gräbern erklingenden Stimmen sind reine Fiktion. Es ist viel wahrscheinlicher, daß ein Phantom dort erscheint, wo sich der Betreffende zu Lebzeiten aufhielt.

Es gibt jedoch wenigstens einen Friedhof, auf dem sich unerklärliche Dinge abspielen. Er liegt auf einem Hügel im Wet Mountain Valley von Colorado, und seine Phantome – was immer sie sein mögen – erscheinen fast jede Nacht und sind für jederman sichtbar.

Im Jahre 1880 stand das Städtchen Silver Cliff im Mittelpunkt eines »Silberrausches«. Schürfer und ihre Familien strömten in die Gegend, so daß das Städtchen bis zum Jahresende mehr als 5000 Bewohner hatte. Der Boom dauerte jedoch nicht an. Heute ist Silver Cliff im doppelten Sinne eine Geisterstadt; es wird nur von etwa einhundert Menschen bewohnt, etwas weniger, als auf dem alten Friedhof begraben sind.

Die seltsamen Phänomene, die diesen Friedhof heimsuchen, wurden zum erstenmal im Jahre 1880 beobachtet, als eine Gruppe betrunkenen Schürfer, die zu ihren Minen zurückkehrten, blaue Lichter über jedem Grab schweben sah. Diese Lichter waren nicht nur ein Nebenprodukt des Whiskys, sondern zeigten sich in anderen Nächten auch nüchternen Beobachtern. Viel später, im Jahre 1956, berichtete die *Wet Mountain Tribune* von den gespenstischen Lichtern, und im Jahre 1967 lenkten sie die Aufmerksamkeit der *New York Times* auf sich. Hunderte von Touristen kamen, um sich das unheimliche Schauspiel anzusehen. Zwei Jahre später beschrieb der Hilfsredakteur Edward J. Linehan in einem Artikel über Colorado in der Zeitschrift *National Geographic* seinen ersten Eindruck von den Lichtern.

Linehan fuhr, begleitet von einem Ortsansässigen, Bill Kleine, zum Friedhof hinaus. Es war dunkel, als sie ankamen, und Kleine forderte Linehan auf, die Scheinwerfer abzuschalten. Nachdem sie ausgestiegen waren, zeigte Kleine nach vorn: »Dort! Sehen Sie? Und dort drüben!«

Linehan sah sie – »trübe, runde Flecken aus blauweißem Licht«, die über den Gräbern glühten. Er trat näher, um eines der Lichter genauer zu untersuchen, aber es verschwand und tauchte dann langsam wieder auf. Der Journalist knipste seine Taschenlampe an und richtete sie auf eines der Lichter. Der Strahl enthüllte nichts als einen Grabstein. Eine Viertelstunde lang verfolgten die Männer die immer wieder ausweichenden Lichter zwischen den Gräbern.

Kleine erzählte Linehan, manche Leute seien der Meinung, daß die Lichter durch die Reflexionen der Stadtbeleuchtung von Silver Cliff und Westcliff, das in der Nähe lag, verursacht wurden. Linehan drehte sich um, um zu den beiden Städtchen zurückzublicken. Die winzigen Lichtbündel schienen viel zu schwach, als daß sie diese Wirkung auf dem Friedhof hätten erzielen können. Außerdem bemerkte Kleine, daß er und seine Frau die Geisterlichter gesehen hatten, »als der Nebel so dicht war, daß man die Städte gar nicht erkennen konnte«.

Andere Theorien sind vorgebracht worden, um die Phänomene zu erklären. Eine besagt, daß die Lichter durch radioaktives Erz hervorgerufen werden, doch ein Geigerzählertest der ganzen Gegend ergab keine Spur von Radioaktivität. Eine andere Theorie behauptet, daß die Geisterlichter aus Leuchtfarbe bestehen, die von Witzbolden auf die Gräber getupft wurde;

aber dafür gibt es nicht die geringsten Anhaltspunkte. Einer weiteren Vermutung zufolge reflektieren die Geisterlichter den Quecksilberdampf der Laternen von Westcliff. Doch die Quecksilberdampflampen wurden erst vor kurzer Zeit installiert, und als ein Stromversagen einmal jede Lampe im Städtchen löschte, leuchteten die Lichter auf dem Friedhof immer noch.

Eine völlig andere Methode zur Lösung des Rätsels bot der Anthropologe und Volkskundler Dale Ferguson an. Er schreibt, daß die Cheyenne und andere Prärieindianer ihre Toten auf den Hügeln, die »den Geistern heilig« waren, zur letzten Ruhe betteten. Wenn ein besonders mächtiger Mediziner spürte, daß sich sein eigener Tod näherte, ging er zu dem »Hügel der toten Männer« und legte sich dort nieder, bis ihm seine Seele »entführt« wurde. Mehrere Indianerlegenden erwähnen »tanzende blaue Geister« an diesen Stellen.

Die alten Bewohner von Silver Cliff akzeptieren nur eine einzige Erklärung: Die blauweißen Flecke sind die Helmlampen längst verstorbener Schürfer, die den Hügel immer noch eifrig nach Silber absuchen.

»Irgend jemand wird eines Tages bestimmt beweisen, daß die leuchtenden Manifestationen des Friedhofs von Silver Cliff nichts Übersinnliches an sich haben«, schließt Linehan. »Und ich werde ein bißchen enttäuscht sein.«

Alle, die annehmen, daß Geister die Seelen von Toten — oder, wie sie manchmal genannt werden, »Zurückgekehrte« — sind, stehen einem lästigen Problem gegenüber: Die angeblichen Zurückgekehrten erscheinen fast nie nackt. Es ist denkbar, daß wir im Jenseits irgendeine Kleidung tragen werden, aber es ist sehr unwahrscheinlich, daß die Geister von Menschen, die zum Beispiel im 18. Jahrhundert starben, mit Kniehosen und Perücken ausgestattet wurden. Der Wissenschaftler und Schriftsteller Lyall Watson macht das Problem deutlich: »Während ich im Prinzip bereit bin, die Möglichkeit eines Astralleibes einzuräumen, bringe ich es nicht fertig, an Astralschuhe, -hemden und -hüte zu glauben.«

Die Kleidung von Geistern ist nur ein Aspekt dieser Schwierigkeit. Sehr viele Erscheinungen sind nichtmenschlichen Ursprungs. Dazu gehören von Pferden gezogene Kutschen, Schiffe, Automobile und dahinhuschende blaue Lichter. Während man argumentieren mag, daß Tiere ebenso wie Menschen Seelen haben oder daß sich die Seele als blaues Licht manifestieren könne, würde kaum jemand dem Autobus, der einst in einem Teil von London spukte, eine eigene Seele zugestehen.

Viele der anschaulichsten Spukgeschichten handeln von Tieren, die allerdings selten zu zahmen Arten gehören. Die meisten Geistertiere sind überlebensgroß und unheimlich. Typisch ist der englische »Black Shuck«, ein riesiger Hund, »pechschwarz, so groß wie ein Esel, mit Augen wie Untertassen«. Diese Legende scheint den Atlantik überquert zu haben, denn das Delaware Valley der Vereinigten Staaten rühmt sich eines ähnlichen Wesens namens »Black Shep«.

Auch die europäische Wilde Jagd hat ein amerikanisches Gegenstück. Der Mythos der Wilden Jagd, der einst in Europa weitverbreitet war, könnte auf den klassischen Geschichten von Diana, der Göttin der Jagd und des Mondes beruhen. Der Legende von der Wilden Jagd zufolge reiten teuflische Jäger, die reißende Meuten von dämonischen Hunden antreiben, bei Vollmond durch den Himmel. Die Legende übt in manchen Teilen Europas noch heute starken Einfluß aus; die bretonischen Bauern im Nordwesten Frankreichs zum Beispiel verlassen ihr Haus nur ungerne bei Vollmond. Eine englische Variation betrifft Herne den Jäger, der irgendwann im Mittelalter königlicher Wildhüter gewesen sein soll. Die Tradition besagt, daß Herne und seine Geisterhunde beim Tode eines Monarchen im Windsor Forest umherstreifen. Die Geschichte von Stampede Mesa entspricht in Amerika der Wilden Jagd. Wie alle Folklorelemente besitzt sie mehrere Variationen, von denen der Rinderzüchter und spätere Schriftsteller J. Frank Dobie eine nacherzählte. Sie

spielte sich auf dem Loving-Pfad in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts ab, als gewaltige Herden langhorniger Rinder von Texas aus nördlich nach Kansas getrieben wurden. Die Farmer, von den frei dahinreitenden Cowboys verächtlich »Nesters« genannt, hatten schon begonnen, das offene Land einzuzäunen. Die gewalttätigen Zusammenstöße zwischen Rinderleuten und Farmern sind ein Teil der Geschichte des Westens.

Bei einem Viehtreiben nach Norden stieß der Vormann auf eine Gruppe von »Nesters«, die begonnen hatten, den Weg mit Zäunen und Palisaden zu verbauen. Sie waren kampfbereit: Als er seine Pistole zog, richteten die Siedler Gewehre und Schrotflinten auf ihn. Der wütende Vormann riß sein Pferd herum und ritt zum Ende der Herde.

»Vorwärts!« rief er seinen Männern zu und feuerte seinen Colt in die Luft ab. In Sekundenschnelle gerieten die Rinder in Panik und stürmten wild auf die Siedlung los. Zäune wurden zerschmettert, Wagen umgeworfen und Felder zertrampelt. Die »Nesters« wurden von den donnernden Hufen zermalmt.

Als die Herde in Abilene eintraf, gab der Vormann die Panik als Unfall aus, und der Fall wurde nach einer kurzen Untersuchung zu den Akten gelegt. Doch die Wahrheit verbreitete sich unter den texanischen Cowboys; der Ort, an dem das Massaker am Rande einer *mesa* (ein Hügel mit abgeflachter Kuppe) stattgefunden hatte, wurde als Stampede Mesa bekannt. Bald enthielten die Geschichten am Lagerfeuer eine spiritistische Fortsetzung des Berichts. Man erzählte sich, daß in Mondnächten eine Phantomherde über den Boden donnere und die Todesschreie der Farmer sich mit dem Prasseln der Hufe und dem Knallen der Schüsse vermischen.

Kurz nachdem Dobies Bericht von Stampede Mesa gedruckt worden war, machte ein berühmtes Lied, »Ghost Riders in the Sky« (»Geisterreiter am Himmel«) den Vorfall unsterblich:

» . . . und plötzlich sah er von rotäugigen Kühen eine mächtige Herde, sie pflügten durch den zerklüfteten Himmel und eine Wolkenbank hinauf . . . «

Die meisten Geschichten von Tiererscheinungen entsprechen einem herkömmlichen Folkloremuster, aber es gibt auffällige Abweichungen. Die schwarze Katze von Killakee zum Beispiel besitzt erschreckend individuelle Züge. Von 1968 bis zum Beginn der siebziger Jahre war in Killakee House im irischen County Dublin intensive Poltergeistaktivität (die Bewegung von Objekten durch eine unsichtbare Kraft) zu beobachten. Trotz eines Exorzismus und der Untersuchungen von Parapsychologen treten diese Phänomene heute noch sporadisch auf. Killakee ist inzwischen ein Kunstzentrum, in dem irische Künstler malen, Skulpturen anfertigen und ihre Arbeiten ausstellen. Die Besitzerin ist Mrs. Margaret O'Brien, die das Haus am Ende der sechziger Jahre kaufte und einige Umbauten vornehmen ließ.

Seit Jahren hat man sich Geschichten von einer großen Katze, nicht kleiner als ein Airedaleterrier, erzählt, die in den wuchernden Gärten des Hauses spukte. Man sprach deshalb von einem Spuk, weil die Geschichten einen



Herne, der Jäger, das Phantom, das durch den Windsor Forest reiten soll, in dem der echte Herne einst als Wildhüter diente. Es handelt sich um einen böswilligen Geist, dem früher viele Arten von Mißgeschick, unter anderem Rinderkrankheiten, zur Last gelegt wurden und der heute den Tod britischer Monarchen ankündigt.

Zeitraum von vierzig oder fünfzig Jahren umfaßten, wodurch die Lebensspanne eines normalen Tieres überschritten wird. Am Anfang des Jahres 1968 bemerkte Mrs. O'Brien selbst einige Male flüchtig ein großes schwarzes Tier, das zwischen den Büschen verschwand.

Damals renovierten zwei Dorfbewohner und Tom McAssey, ein mit Mrs. O'Brien befreundeter Künstler, den Ballsaal und die mit Fliesen ausgelegte Diele des Hauses. An einem finsternen Abend im März beendeten sie gerade ihre Arbeit in der Diele, als etwas Seltsames geschah. McAssey erzählt: »Ich hatte eben die schwere Vordertür geschlossen und einen zehn Zentimeter langen Riegel vorgelegt. Plötzlich sagte einer der beiden Männer, daß sich die Tür wieder geöffnet habe. Wir drehten uns verblüfft um. Das Schloß war haltbar und der Riegel kräftig . . . und beide waren gut gesichert.

Wir spähten den schattigen Gang hinab, dann trat ich vor. Die Tür stand tatsächlich weit offen und ließ einen kalten Luftzug ein. Draußen in der Dunkelheit konnte ich eine schwarzgekleidete Gestalt ausmachen, ihr Gesicht aber nicht erkennen. Ich dachte, daß mir jemand einen Streich spielen wolle, und sagte: »Kommen Sie herein. Ich kann Sie sehen.« Eine tiefe, gutturale Stimme antwortete: »Du kannst mich nicht sehen. Laß die Tür offen.«

Die Männer, die direkt hinter mir standen, hörten die Stimme, glaubten aber, daß sie eine Fremdsprache benutze. Sie liefen davon. Ein anhaltendes Schnauben ertönte aus dem Schatten, ich warf in panischer Angst die schwere Tür zu und flüchtete ebenfalls. Auf halber Höhe der Galerie schaute ich zurück. Die Tür war wieder geöffnet, und eine riesige schwarze Katze kauerte in der Diele; ihre rot gesprenkelten Bernsteinaugen waren auf mich gerichtet.«

Val McGann, der frühere irische Stabhochsprungmeister, der seine Werke ebenfalls in Killakee malt und ausstellt, war nicht im geringsten von McAsseys Geschichte überrascht. Er bewohnt ein Häuschen in einem nahegelegenen Wald und hat bei verschiedenen Gelegenheiten eine ähnliche Katze gesehen. »Beim erstenmal erstarrte ich vor Furcht, aber danach erstaunte mich der Anblick vor allem. Sie ist so groß wie ein kräftiger Hund und hat schreckliche Augen. Ich habe ihr sogar mit meiner Schrotflinte nachgestellt, konnte sie aber nie in die Enge treiben.«

Hinter Killakee House erhebt sich Montpellier Hill, ein steiler, nackter Hügel, auf dem die Ruine einer ehemaligen Jagdhütte thront. Sie wird von den Ortsansässigen Hell Fire Club genannt; es gibt einige Hinweise darauf, daß sie im 18. Jahrhundert von jungen Lebemännern aus Dublin zu Orgien benutzt wurde. Der Teufel soll sie – wenig dankbar – bei einer Schwarzen Messe niedergebrannt haben. Eine andere Geschichte besagt, daß eine enorme schwarze Katze dort bei den Orgien Platz nahm, um Satan zu symbolisieren, wenn er selbst nicht zugegen war. Es soll der Geist dieser Katze sein, der im Kunstzentrum von Killakee spukt.

Nicht weit von Killakee liegt das Städtchen Rathfarnham, in dem angeblich ein weiterer nichtmenschlicher Geist umgeht: eine schwarze Kutsche, die von



Tom McAsseys Gemälde der Schwarzen Katze von Killakee, das er anfertigte, kurz nachdem er das Tier im Flur des Hauses kauern sah. Verschiedene Einheimische sahen die Katze, die seit rund einhundert Jahren in der Nachbarschaft umgeht, ebenfalls aus der Nähe. Mehrere alte Abbildungen einer Katze sind in Killakee House gefunden worden. Sie liefern einen greifbaren Beweis dafür, daß hier vor einiger Zeit eine Katzenlegende oder ein Katzenkult existiert hat.

Das Grab von Lord Byrons Hund Boatswain in Newstead Abbey, dem Familiensitz der Byrons. Der Dichter beerdigte seinen Hund an der Stelle, an welcher der Hochaltar gestanden hatte, als Newstead noch ein Kloster war. Ein Phantomhund soll dort umgehren – ebenso wie ein Koboldmönch, der schlechte Nachrichten überbringt.



Dieser japanische Druck aus dem 19. Jahrhundert zeigt die Erscheinung einer ungeheuren Katze, die mehrere Höflinge in Schrecken versetzt. Das Bild könnte sich auf die Geschichte von der »Vampirkatze von Nabeshima« stützen; darin tötet eine riesige Geisterkatze die bevorzugte Geliebte des Prinzen, nimmt dann die Gestalt der Dame an und quält den Prinzen, bis er krank wird. Schließlich entdeckt man die wahre Identität der schönen Frau, und im Kampf mit dem Wächter, der ihr Geheimnis erraten hat, kehrt sie zu ihrer Katzengestalt zurück.



Okehampton Castle in Devonshire. Eine der unheimlichsten der vielen englischen Phantomkutschen soll der alten Straße zwischen Tavistock und Okehampton folgen. Sie besteht aus menschlichen Knochen — jenen der vier Männer der bösen Lady Howard, deren bleicher und verhüllter Schemen darin sitzt. Ein Skeletthund läuft vor ihr her. Der Legende gemäß hat er die Aufgabe, in jeder Nacht einen Grashalm in Okehampton Park auszureißen und nach Fitzford, dem Familienhaus von Lady Howard, zurückzubringen. Diese Buße für die angebliche Ermordung ihrer Gatten muß so lange andauern, bis jeder Grashalm ausgerissen ist — das heißt bis zum Ende der Welt.

einem kopflosen Kutscher gelenkt wird. Es handelt sich um eine Variation des Themas, das, wie schwarze Hunde und Wilde Jagden, immer wieder in Großbritannien und den Vereinigten Staaten auftaucht. Eine ähnliche Kutsche soll im 19. Jahrhundert über den Beacon Hill von Boston gerast sein, und die berühmte Deadwood-Postkutsche holperte angeblich noch Jahrzehnte nach ihrer letzten Fahrt über ihre alte Route in Norddakota.

Zum Leidwesen der Romantiker haben Geschichtswissenschaftler eine plausible Erklärung für diese Phantomkutschen. Sowohl in Amerika als auch in Großbritannien war es bis zum frühen 19. Jahrhundert für medizinische Ausbildungsstätten schwierig, frische Leichen zu Sektionszwecken zu bekommen. Damals wurden verschiedene »Anatomiegesetze« erlassen, die es Ärzten gestatteten, mit den Leichen von Armen und Vagabunden zu experimentieren. Vorher betrieben Leichenräuber ein florierendes Geschäft mit frischen Körpern. Auf Leichenraub standen hohe Strafen, und es war natürlich schwierig, die Körper zu transportieren, ohne gesehen zu werden. Deshalb beförderten die Räuber ihre schauerliche Ware in schwarzen Kutschen, nachdem sie zunächst in der Nachbarschaft abschreckende Gerüchte von gespenstischen Fahrzeugen ausgestreut hatten.

Es gab jedoch keine so einfache Erklärung, als in der Mitte der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts eine moderne Phantomkutsche den Londoner Bezirk Kensington unsicher zu machen begann. Die Kreuzung von St. Mark's Road und Cambridge Gardens war wegen ihrer scharfen Kurve seit langem als gefährlich betrachtet worden; die Gefahr wurde noch durch große rote Busse der Linie 7 erhöht, die an dieser Stelle in die Cambridge Gardens einbogen. Hunderte von geringfügigen — und mehrere tödliche — Unfälle fanden hier statt, bevor die Behörden die Kurve schließlich ausglich.

Die Entscheidung dazu wurde durch eine Flut von Berichten beeinflusst, die Autofahrer abgegeben hatten. Sie behaupteten, einen Unfall gehabt zu haben, weil sie einem dahinrasenden Doppeldeckerbus ausweichen mußten, der lautlos mitten in der Nacht die St. Mark's Road hinabfuhr — zu einer Zeit, in der der Busverkehr beendet war.

Ein Bericht lautete: »Ich bog um die Ecke und sah einen Bus auf mich zujagen. Die Lichter auf beiden Decks und die Scheinwerfer waren angestellt, aber ich konnte keine Besatzung und keine Passagiere erkennen. Ich riß das Lenkrad zur Seite, glitt auf den Bürgersteig und schrammte an einer Mauer entlang. Der Bus war verschwunden.«

Diese Aussage war typisch. Der örtliche Leichenbeschauer entdeckte weiteres Material, während er den Fall eines Fahrers untersuchte, der frontal auf die Mauer geprallt war. Ein Augenzeuge gab zu Protokoll, daß der Phantombus plötzlich erschienen sei und eine Sekunde, bevor der Fahrer sein tödliches Ausweichmanöver vollzog, auf den Wagen zugehalten habe. Der Leichenbeschauer äußerte Zweifel, doch Dutzende von Anwohnern waren bereit zu bezeugen, daß sie die Erscheinung gesehen hatten. Unter ihnen war ein Angestellter einer Autobusgarage, der bemerkt hatte, wie sich das Fahrzeug der



Eine Szene aus einer im 19. Jahrhundert aufgeführten Vorstellung von Wagners Oper *Der fliegende Holländer*, eine von mehreren Versionen der Legende vom dem gespenstischen, mit einem Fluch belegten Schiff. Der Kapitän ist dazu verdammt, für immer weiterzusegeln, es sei denn, daß er eine Frau findet, die bereit ist, alles für ihn zu opfern. In der Oper wird der Fluch durch das norwegische Mädchen Senta aufgehoben.

Dieses Bild illustriert Lewis Carrolls drolliges Gedicht »Phantasmagoria«. Das Wesen in der Höhle ist ein Phantom, das Erfahrungen beim Spuken sammelt. Dem Gedicht zufolge ist es ein menschenähnlicher Geist von wenig einnehmendem Äußeren, doch die Dunkelheit der Höhle und die Vorstellung seiner Opfer verleihen dem Phantom tierische Wildheit.



K. B. Frost.



Viele Geschichten von Phantomkutschen wurden absichtlich von Grabräubern verbreitet, um den Verdacht von ihren eigenen Kutschen abzulenken, wenn sie bei Nacht ihre verbrecherischen Fahrten zu und von Friedhöfen unternahmen.

Der Student erkennt seine Mutter ist ein typisch melodramatischer viktorianischer Kupferstich eines möglichen – wenn auch unwahrscheinlichen – Risikos, das mit der Praxis des Leichenraubes zu Sektionszwecken verbunden war. Der Medizinstudent, der zwei Grabräuber überwacht, entdeckt zu seinem Entsetzen, daß es sich um die Leiche seiner eigenen Mutter handelt.

Garage früh am Morgen genähert und sich dann in Luft aufgelöst hatte.

Das Rätsel wurde nie gelöst, aber vielleicht ist von Bedeutung, daß der Bus nach der Begradigung der Kurve nie mehr gesichtet wurde. War er irgendwie dorthin projiziert worden, um die Gefahr dieser Kreuzung zu veranschaulichen? Wäre diese Maßnahme aber nicht allzu drastisch gewesen? Und wer war dafür verantwortlich? Wahrscheinlicher ist die Erklärung, daß sich die Furcht der Autofahrer selbst, die an dieser Stelle Gefahr erwarteten, in wahrnehmbarer Form manifestierte. Diese Theorie berücksichtigt jedoch die Visionen nicht, die der Angestellte der Busgarage und andere Passanten hatten. Der Phantombus wird wohl weiterhin ein ungelöstes Rätsel darstellen.

Wenn man an die Einsamkeit des Lebens auf See und die vielen seltsamen Naturphänomene des Ozeans denkt, überrascht es nicht, daß Seeleute — die für ihren Aberglauben berüchtigt sind — Geschichten von Phantomschiffen geschaffen und weitergetragen haben. Am bekanntesten ist die Legende vom Fliegenden Holländer.

»Irgendwann einmal, vor vielen Jahren, lebte ein Kapitän, der weder Gott noch die Heiligen fürchtete. Er soll Holländer gewesen sein, aber ich weiß nicht, und es spielt auch keine große Rolle, aus welcher Stadt er stammte . . .«

Diese gemächliche Einführung ist einer von August Jals *Scenes of Maritime Life (Szenen des Lebens auf See)* entnommen, die im Jahre 1832 veröffentlicht wurden. Jal gab seine eigene Version einer Geschichte, die schon mindestens einhundert Jahre existiert hatte, bevor er zur Feder griff, und die einige Jahre später durch Richard Wagners Oper *Der fliegende Holländer* unsterblich werden sollte. Sie handelte von einem gottlosen Kapitän, der für alle Ewigkeit dazu verdammt war, sein Geisterschiff um das Kap der Guten Hoffnung zu segeln; der Anblick des Schiffes war ein böses Omen für andere Seeleute.

Jals Version zufolge umfuhr der Kapitän das Kap der Guten Hoffnung, als er in einen Sturm geriet, der »stark genug war, um die Hörner eines Bullen fortzublasen«. Das Schiff war bald in großer Gefahr, und die Mannschaft flehte den Kapitän an umzukehren. Doch er war entweder von Sinnen oder betrunken, »begann schreckliche und gotteslästerliche Lieder zu singen« und zog sich schließlich in seine Kajüte zurück, um seine Pfeife zu rauchen und Bier zu trinken. Als das Schiff anfangen auseinanderzubrechen, ging der Kapitän noch weiter und forderte den Allmächtigen »mit fürchterlichen Flüchen« heraus, ihn zu versenken.

»Plötzlich öffneten sich die Wolken, und eine Gestalt ließ sich auf dem Achterdeck des Schiffes nieder. Diese Gestalt soll der Allmächtige selbst gewesen sein. Die Mannschaft und die Passagiere waren von Furcht übermannt, doch der Kapitän rauchte weiter seine Pfeife und berührte nicht einmal seine Mütze, als die Gestalt ihn ansprach . . .«

Nachdem er einige Worte mit der Gestalt gewechselt und mit einer Pistole auf sie geschossen hatte, hörte der Kapitän sein Urteil: Er war »verwünscht« und dazu verdammt, für immer ruhelos weiterzusegeln.

»Galle«, sagte die Gestalt, »soll dein Trank und glühend heißes Eisen dein Fleisch sein. Von deiner Besatzung wird nur ein Schiffsjunge bei dir bleiben; Hörner sollen auf seiner Stirn wachsen, und er soll das Maul eines Tigers und eine Haut haben, die rauher ist als die eines Hundshais. Da es dein Vergnügen ist, Seeleute zu peinigen, sollst du sie weiterhin quälen. Denn du wirst der böse Geist der See sein, und dein Schiff wird allen Unglück bringen, die es sehen.«

»Amen!« lachte der Kapitän unbeeindruckt.«

Jal verzeichnet weiter, wie sich die Geschichte unter Matrosen ausbreitete und der Fliegende Holländer — ein Begriff, der sowohl den Kapitän wie sein Schiff bezeichnet — für seine Listen berüchtigt wurde. Der Holländer drängte andere Schiffe in unbekannte Gewässer, nahm ihnen den Wind und höhnte über ihr Elend, verwandelte ihren Wein und ihr Wasser zu Essig und all ihre Verpflegung zu Bohnen. Gelegentlich steuerte er bei und sandte Botschaften hinüber; wenn sie gelesen wurden, war das Schiff verloren. Manche sahen ein vom *Fliegenden Holländer* gezogenes leeres Boot — was den Beobachtern den sicheren Tod verhieß. Am schlimmsten war, daß das Geisterschiff sein Äußeres verändern konnte und damit bis zum letzten Moment unkenntlich blieb. Einige Geschichten erzählen jedoch, daß der böse Kapitän sein Tun bereut habe, barhäuptig auf dem zertrümmerten Achterdeck stehe und Gott um Gnade bitte, während eine Besatzung aus skelettartigen Gestalten mehr Segel setze.

Ob Jal es wußte oder nicht, es gab tatsächlich eine Art «fliegenden Holländer». Er hieß Kapitän Bernard Fokke, wurde im frühen 17. Jahrhundert in Den Haag geboren und stieg zum Herrn eines niederländischen Ostindienseglers auf. Über sein Privatleben ist wenig bekannt, aber er war bei britischen und französischen Matrosen sowie bei seinen eigenen Landsleuten für seine Geschicklichkeit und seine ständigen Experimente mit der Schiffstakelage berühmt. Indem er die Masten mit eisernen Hüllen umgab und die Form der Segel veränderte — einige dieser Neuerungen sollten den Bau der Teeklipper beeinflussen, die 200 Jahre später nach China segelten —, war Fokke zu überraschend schnellen Passagen nach Indien in der Lage. Als sein Schiff auf geheimnisvolle Weise verschwand, kamen Gerüchte auf, daß er einen Pakt mit dem Teufel abgeschlossen habe, um seinen Erfolg zu garantieren, und daß er nun vom Teufel entführt worden sei. Der rätselhafte Kapitän Fokke könnte die Legende vom Fliegenden Holländer inspiriert haben.

Ein Geisterschiff, mit dem die Menschen an der Südküste von Neuengland vertraut sind, ist die brennende *Palatine*. Im Jahre 1752 stach sie von Holland aus in See; ihr Ziel war Philadelphia, und sie beförderte zukünftige Kolonisten. Die Reise fand im tiefsten Winter statt. Als sich die *Palatine* der Küste Neuenglands näherte, brachte ein Sturm sie vom Kurs ab. Noch schlimmer war, daß sich eine Meuterei entwickelt hatte. Der Kapitän ging über Bord — er fiel oder wurde hinausgestoßen —, und die Besatzung raubte die Passagiere aus, bevor sie das Schiff und seine Insassen ihrem Schicksal überließ.



Auf diesem Gemälde mit dem Titel *Der Fliegende Holländer* erscheint das Schiff in der Nähe des Kaps der Guten Hoffnung am Himmel. Der Anblick des Geisterschiffes wurde von Seeleuten für ein schlechtes Omen gehalten; es sollte die Macht haben, andere Schiffe in die Irre zu leiten. Die Gewässer vor dem Kap sind für Luftspiegelungen bekannt. Damit ließen sich die Sichtungen des *Holländers* erklären.

Etwa elf Meilen vor der Küste von Long Island liegt zwischen Montauk und Gay Head ein dem Wind ausgesetzter, trostloser Landstreifen namens Block Island. Hier lief die zerschundene *Palatine* eines Morgens zwischen Weihnachten und Neujahr auf. Block Island war die Heimat einer Gemeinde von armen Fischern, die sich angeblich damit durchschlugen, daß sie Schiffbrüche verursachten und die Wracks ausplünderten. Bei dieser Gelegenheit zeigten sie jedoch Mitleid und retteten die Passagiere, bevor sie das Schiff plünderten, ansteckten und wieder aufs Meer hinaustrreiben ließen.

Durch ein tragisches Mißgeschick hatten sie aber eine Frau übersehen, die sich, durch den Sturm und die Gewalttaten von Sinnen, an Bord versteckt hatte. Während der brennende Rumpf von der Flut hinausgetragen wurde, bemerkten die Zuschauer zu ihrem Entsetzen, daß sie an Deck stand und um Hilfe schrie. Doch inzwischen war es zu spät, um noch etwas tun zu können.

Seitdem halten die Menschen an der Küste von Rhode Island, das Block Island gegenüberliegt, zur Weihnachtszeit nach den flammenden Umrissen eines Schiffes Ausschau, das in der Nähe der Stelle, an der die *Palatine* auflief, auf dem Wasser erscheint. Das Phänomen zeigt sich nur sporadisch, aber noch 1969 wurde angeblich »ein großer roter Feuerball auf dem Ozean« gesichtet.

Es mag sich beim *Palatine*-Licht, wie es genannt wird, um ein natürliches elektrisches Phänomen handeln wie beim Elmsfeuer. Wenn das zutrifft, bleibt immer noch die verwirrende Tatsache, daß es nur in der Weihnachtswoche auftritt, und zwar unregelmäßig seit mehr als 200 Jahren.

Auf den Meeren wimmelt es anscheinend ebenso von Phantomschiffen wie auf den englischen Landstraßen von Phantomkutschen. Captain Kidds Schiff soll an den Buchten von Neuengland entlangsegeln und den legendären Schatz des Piraten bewachen. Ein weiteres Piratenschiff, das von Jean Lafitte, ist im Hafen von Galveston in Texas erschienen, wo es kurz nach 1820 versunken sein soll. Die *Dash*, ein im 19. Jahrhundert verschwundener Klipper aus Baltimore, hat ihren Heimathafen angeblich von Zeit zu Zeit besucht, wenn ein Verwandter eines Besatzungsmitglieds starb.

Während des Zweiten Weltkrieges machte sich eine US-Fregatte zum Kampf bereit, als sie zwei nicht identifizierte Schiffe sichtete, die sich ihr vor der kalifornischen Küste näherten. Der Kapitän war verblüfft und verlegen, als die Schiffe plötzlich verschwanden und sein Radargerät nicht die geringste Spur von ihnen erkennen ließ.

Schiffsvisionen können oft mit einer Kombination aus atmosphärischen Bedingungen und dem Geisteszustand des Wahrnehmenden erklärt werden. In früheren Tagen mußten die Länge der Seereisen und die mit ihnen verbundenen Gefahren unvermeidlich dazu führen, daß manche Matrosen ihre Phantasie überanstrengten. Heutige Seereisen sind kurz und gefahrlos, doch im Krieg könnten Seeleute, nervös und auf die Entdeckung des Feindschiffes vorbereitet, das sehen, was sie erwarten – auch wenn es in Wirklichkeit gar nicht da ist.

Was Miß Wynne an einem grauen Herbstnachmittag des Jahres 1926 auf

einem Spaziergang sah, ist weniger leicht zu verstehen. Damals war Miß Wynne gerade in ein Dorf in der Nähe von Bury St. Edmunds im englischen Suffolk gezogen; sie wanderte nachmittags oft umher, um sich mit der Umgebung vertraut zu machen. An diesem Tag machte sie sich mit einer Begleiterin, Miß Allington, auf, um die Kirche in dem Nachbardorf Bradfield St. George zu besichtigen. Hier ist die Beschreibung ihres Erlebnisses, die Sir Ernest Bennet in sein Buch *Apparitions and Haunted Houses (Erscheinungen und Spukhäuser)* aufgenommen hat:

»Um die Kirche zu erreichen, die wir vor uns zur Rechten deutlich erkennen konnten, mußten wir den Hof einer Farm überqueren, hinter dem eine Straße lag. Wir hatten diese Wanderung noch nie gemacht und wußten nichts über die geographische Lage von Bradfield St. George. Direkt uns gegenüber auf der entfernten Straßenseite bemerkten wir eine hohe Mauer aus grüngelben Ziegeln. Die Straße bog einige Meter weiter nach links ab. Wir folgten der Ziegelmauer um die Kurve herum, wo wir auf ein hohes schmiedeeisernes Tor stießen, das in die Mauer eingelassen war. Das Tor war geschlossen, oder ein Flügel mag offen gewesen sein. Die Mauer setzte sich fort und verschwand hinter der nächsten Biegung. Hinter der Mauer ragte eine Gruppe hoher Bäume empor. Von dem Tor führte eine Anfahrt zwischen den Bäumen hindurch zu einem offenbar großen Haus. Wir konnten nur eine Ecke des Daches über einer Stuckfassade sehen, die einige georgianische Fenster enthielt. Der Rest des Hauses war hinter den Ästen der Bäume verborgen. Wir blieben einen Moment lang an dem Tor stehen und dachten darüber nach, wer dort leben könne.«

Erst vier oder fünf Monate später wiederholten Miß Wynne und Miß Allington diesen Spaziergang. »Wir überquerten den Hof wie zuvor, kamen auf die Straße, erstarrten fast gleichzeitig und schnappten nach Luft. Die Mauer war nicht mehr da. Die Straße wurde nur von einem Graben flankiert, hinter dem ein wildes Grundstück aus aufgeworfener Erde, Unkraut und Hügeln lag; zwischen all dem standen die uns bekannten Bäume. Wir folgten der Straße um die Kurve, fanden aber weder das Tor, noch die Anfahrt, noch die Ecke des Hauses. Wir waren beide verblüfft und nahmen zunächst an, daß das Haus und die Mauer seit unserem letzten Besuch abgerissen worden seien, aber genauere Inspektion zeigte uns einen Teich und weitere kleine Tümpel zwischen den Erdhügeln — genau dort, wo das Haus gestanden hatte. Es war unzweifelhaft, daß sie sich schon lange dort befunden hatten.«

Erkundigungen ergaben, daß niemand in der Gegend je von dem Haus gehört hatte. Nur die beiden Frauen schienen es gesehen zu haben (Miß Allington bestätigte Miß Wynnes Bericht). Wenn es eine Halluzination war, dann sicher eine beachtliche. Welche übersinnliche Kraft hat sie verursacht? War die Erinnerung an ein solches Haus in einer solchen Lage im Gedächtnis von Miß Wynne oder Miß Allington verschüttet — eine Erinnerung, die eine von ihnen unbewußt deutlich machen wollte und sogar projizieren konnte, so daß auch ihre Begleiterin sie wahrnahm? Eine noch phantastischere Idee

wäre, daß die beiden irgendwie eine Zeitreise in die Vergangenheit oder Zukunft unternahmen und ihr Leben für ein paar Augenblicke mit der tatsächlichen Existenz des Hauses zusammenfiel.

Eine derartige Erscheinung, die von zwei Menschen am helllichten Tage beobachtet wird, wirft einige interessante Fragen über die menschliche Natur und über die Natur der von uns wahrgenommenen Welt auf.

FAMILIENGEISTER

»Es begann leise und steigerte sich dann zu einem Crescendo. Auf jeden Fall war etwas Menschliches an der Stimme . . . Die Tür zur Bäckerei, in der ich arbeitete, war offen, und die Männer lauschten ebenfalls. Es steigerte sich also zu einem Crescendo, und man konnte fast ein oder zwei gälische Wörter ausmachen; dann hörte es langsam auf. Wir unterhielten uns ein paar Minuten lang darüber, und gegen Morgen, etwa um 5 Uhr, kam einer der Brotlieferanten herein und sagte zu mir: »Tut mir leid, du mußt rausfahren. Ich habe gerade gehört, daß eine Tante von mir gestorben ist.« Die Banshee hatte an seinem Wagen gejammert.«

»Banshee« ist das gälische Wort für »Feenfrau«, ein Wesen, dessen trauriger Schrei den Tod ankündigen soll. Das Zitat entstammt einem BBC-Programm, das die irische Parapsychologin Sheila St. Clair mit mehreren Leuten zusammenstellte, die behaupteten, das gräßliche Heulen der Banshee gehört zu haben. In demselben Programm beschrieb ein älterer Mann aus County Down den Todesschrei der Fee detaillierter. »Es war ein klägliches Geräusch, das einen an die alten Hofkatzen auf der Mauer erinnerte, aber es waren keine Katzen, das weiß ich. Ich dachte, es ist ein Vogel, der gequält wird, oder so etwas . . . es war ein kläglicher Schrei, dann wurde er ein bißchen leiser und noch leiser, bis er ganz verstummt war . . .«

Die Banshee weinte um alte irische Helden. Sie klagte um König Connor McNessa, Finn McCool und den großen Brian Boru, dessen Sieg über die Dänen im Jahre 1014 ihre Herrschaft über Irland beendete. In jüngerer Vergangenheit soll ihre unheimliche Stimme in dem Dorf Sam's Cross bei Cork widergehallt haben, als General Michael Collin, der Oberbefehlshaber der Irischen Freistaatsarmee, dort im Jahre 1922 bei einem Überfall ermordet wurde. Einige Monate später wurde Kommandant Sean Dalton in Tralee erschossen. In einem Lied heißt es: »Als Dalton starb, die Banshee im Tal von Knockanure schrie.«

Obwohl ihre Bezeichnung mit »Feenfrau« zu übersetzen ist, definieren die meisten Experten die Banshee eher als Geist denn als Fee. In manchen Familien – den O'Briens zum Beispiel – wird die Banshee fast als Schutzengel betrachtet, der stumm über das Glück der Familie wacht und ihre Angehörigen auf sichere und einträgliche Wege führt. Wenn ein O'Brien stirbt, erfüllt der Schutzengel seinen letzten Dienst und klagt um die scheidende Seele.

Ein Mann aus County Antrim gab Sheila St. Clair seine Interpretation der Banshee. Er behauptete, daß die Iren zur Belohnung für ihre Frömmigkeit mit Schutzgeistern gesegnet seien, die sich um individuelle Clans kümmerten. Da diese himmlischen Wesen normalerweise nicht fähig seien, sich auf

menschliche Art auszudrücken, jedoch großen Anteil an dem Schicksal der Familien in ihrer Obhut nähmen, erlaube Gott ihnen nur dann, ihre tiefen Gefühle zu zeigen, wenn einer ihrer Schutzbefohlenen stirbt. Dann sei es der Banshee gestattet, ihrem Kummer Ausdruck zu geben.

James O'Barry ist das Pseudonym eines Geschäftsmannes aus Boston, der mit dem Verfasser über dieses Thema korrespondierte. Wenn man ihm glauben kann, hat die Banshee, wie einige andere Wesen der europäischen Folklore, den Atlantik überquert.

Wie viele der irischen Katholiken in Boston stammt O'Barry von einer Familie ab, die im Jahre 1848 in Massachusetts eintraf; sie floh vor der großen Hungersnot, die Irlands Bevölkerung im 19. Jahrhundert dezimierte. Sein Urgroßvater eröffnete ein kleines Lebensmittelgeschäft, und heute betreiben O'Barry und seine beiden Brüder eine Supermarktkette, die Filialen in ganz Neuengland hat.

»Als kleiner Junge«, erinnert sich O'Barry, »lag ich eines Morgens im Bett und hörte ein seltsames Geräusch – wie das Weinen einer wahnsinnigen Frau. Es war Frühling, die Vögel sangen vor dem Fenster, die Sonne schien, und der Himmel war blau. Für einen Moment nahm ich an, daß sich ein Windhauch erhoben hatte, aber ein Blick auf die sich kaum bewegenden Blätter verriet mir, daß ich mich geirrt hatte.

Ich stand auf, zog mich an und ging nach unten. Mein Vater saß mit Tränen in den Augen am Küchentisch. Ich hatte ihn noch nie weinen sehen. Meine Mutter erzählte mir, sie hätten gerade telefonisch erfahren, daß mein Großvater in New York gestorben sei. Er war ein alter Mann, doch noch sehr rüstig, weshalb sein Tod unerwartet kam.«

Einige Jahre später hörte O'Barry die Legende von der Banshee und erinnerte sich an den klagenden Laut, den er beim Tode seines Großvaters vernommen hatte. Im Jahre 1946 sollte er ihn wieder hören. Er diente als Verwaltungsoffizier bei der amerikanischen Luftwaffe im Fernen Osten. Eines Morgens wurde er um 6 Uhr von einem leisen Heulen geweckt.

»Diesmal wußte ich sofort, was es war. Ich setzte mich schnurgrade im Bett auf, und meine Nackenhaare kribbelten. Das Geräusch wurde lauter, hob und senkte sich wie eine Luftschuttsirene. Dann verstummte es. Ich war schrecklich niedergeschlagen, da ich wußte, daß mein Vater nicht mehr lebte. Einige Tage später erhielt ich die offizielle Benachrichtigung.«

Siebzehn Jahre später hörte O'Barry die schauerliche Stimme der Banshee zum drittenmal. Er befand sich allein in Toronto auf einer Urlaubs- und Geschäftsreise.

»Ich war wieder im Bett und las die Morgenzeitungen, als das schreckliche Geräusch plötzlich meine Ohren erfüllte. Ich dachte an meine Frau, meinen kleinen Sohn, meine beiden Brüder und wünschte mir: »Gott, laß es keinen von ihnen sein.« Aber aus irgendeinem Grunde wußte ich, daß sie es nicht waren.«

Der Vorfall spielte sich am 23. November 1963 kurz nach Mittag ab. Die

irische Banshee beklagte den Tod eines Bekannten von O'Barry – den Tod John F. Kennedys, des Präsidenten der Vereinigten Staaten.

Die Banshee wird nur selten beobachtet, aber wenn sie erscheint, nimmt sie die Gestalt einer rothaarigen, grünäugigen Frau an. Die Waliser haben ihre eigene Todesfee, eine abstoßende alte Frau, die als »Die geifernde Hexe« bezeichnet wird. In Schottland können »Todesfrauen« manchmal an den Ufern nach Westen fließender Ströme gesehen werden, wenn sie die Kleidung der zum Tode Verurteilten waschen. Eine schottische Familie, die Ewens der Insel Mull in Argyllshire, haben sich eine merkwürdige Legende über ihren eigenen Todesgeist überliefert. Im frühen 16. Jahrhundert lebte Eoghan a'Chin Bhig – Ewen mit dem kleinen Kopf – als Clanoberhaupt in Loch Sguabain Castle auf der Insel Mull. Seine Frau war die Tochter von The MacLaine, einem anderen Oberhaupt, mit dem Ewen sich ständig stritt. Im Jahre 1538 verschärfte sich der Gegensatz, und beide Seiten sammelten ihre Anhänger für eine Kraftprobe.

Am Abend vor der Schlacht ging Ewen in der Nähe von Loch Sguabain spazieren, als er eine alte Frau traf, die ein Bündel blutbefleckter Hemden in einem Bach wusch. Sie war von Kopf bis Fuß grün gekleidet, und Ewen wußte, daß es sich um die Todesfrau handelte; die Hemden gehörten den Männern, die am Morgen sterben würden. Er fragte, ob sein eigenes Hemd darunter sei, und sie bejahte. »Aber«, fügte sie hinzu, »wenn deine Frau dir mir eigenen Händen Brot und Käse anbietet, ohne daß du darum bittest, wirst du siegen.«

Die Morgendämmerung brach herein, Ewen gürtete sein Schwert um und wartete unruhig darauf, daß seine Frau ihm etwas zu essen anbot. Doch sie tat es nicht. Demoralisiert führte Ewen seine Anhänger in die Niederlage. Auf dem Höhepunkt der Schlacht hieb eine kreisende Axt ihm den Kopf von den Schultern. Sein schwarzes Pferd galoppierte davon, während sein kopfloser Reiter immer noch aufrecht im Sattel saß. Von jenem Tage an warnte das tote Clanoberhaupt die Mitglieder seiner Sippe selbst vor dem Tode. Immer wenn ein Ewen sterben mußte, sah und hörte man das Geisterpferd und den kopflosen Reiter, die Glen More an den Ufern von Loch Sguabain hinabpreschen.

Drei Mitglieder der Familie Ewen haben seit Menschengedenken berichtet, das Phantom gesehen zu haben. In Lochbuie, dem Sitz des gegenwärtigen Clanoberhauptes, soll die Vision außer einem Todesfall in der Familie auch ernsthafte Krankheiten ankündigen.

Sheila St. Clair bietet eine Theorie zur Erklärung der Banshee an. In ihrem Buch *Psychic Phenomena in Ireland (Spiritistische Phänomene in Irland)* schreibt sie: »Es ist denkbar, daß wir nicht nur körperliche Merkmale – zum Beispiel rotes Haar oder blaue Augen –, sondern auch Gedächtniszellen erben. Bei denjenigen, die einen langen, von Mischehen geprägten Stammbaum haben, könnte die »Banshee« ein Teil der ererbten Erinnerung sein. Die symbolische Gestalt einer weinenden Frau könnte zu unserem Rassenbewußtsein gehören. Die Frauen Irlands haben oft über ihre getöteten Söhne



Die englische Braune Dame von Raynham Hall ist einer der wenigen Schemen, die je von einer Kamera erfaßt – oder wenigstens teilweise erfaßt – wurden. Der Photograph, der nach Raynham gekommen war, um die Treppe im September 1936 aufzunehmen, sah nur diese durchscheinende Figur. Frühere Manifestationen der Braunen Dame waren klarer umrissen. Sie trug angeblich eine Haube und ein Brokatkleid und hatte leere Augenhöhlen. Einer Legende gemäß kündigt das Erscheinen der Dame einen Todesfall in der Familie des Hauseigentümers an.

und Töchter weinen müssen. So wie andere Ebenen unseres Bewußtseins den Begrenzungen der äußeren Zeit nicht unterworfen sind, könnte ein bestimmter Teil des Geistes ein symbolisches erbliches Muster bilden, das in der Vergangenheit im Stamm mit einer Tragödie assoziiert wurde. Es mag eine Frau, ein Hase oder ein Vogel sein, die als unterschwellige Warnung dienen, damit wir auf die Tragödie gefaßt sind.«

Im wesentlichen stimmen diese Gedanken mit der Theorie des Psychiaters C. G. Jung vom »kollektiven Unbewußten« überein, einem ererbten Vorrat an Erinnerungen an die frühen Erfahrungen der Menschheit.

Die Theorie der ererbten Erinnerungen – die auch auf andere Todeswarnungen innerhalb gewisser Familien anwendbar ist – wirkt recht angenehm im Vergleich mit dem Glauben, den viele dieser Familien vertreten, daß die Warnung einen auf ihnen lastenden Fluch ausdrückt.

Die achtzigjährige Mrs. Mary Balfour, die fast alle Mitglieder ihrer vornehmen schottischen Familie überlebt hat, meint, daß der Geist ihres Clans, ein gespenstischer Dudelsackpfeifer, durch einen Fluch hervorgebracht wurde.

»Die Tradition besagt, daß der Fluch von einem Sterbenden ausgesprochen wurde, den einer meiner Vorfahren bei einer Clan-Fehde tödlich verwundet hatte. Er prophezeite, daß unsere Familie zwei oder drei Tage vor dem Tode eines der ihren davon erfahren werde. Da der Tod unvermeidlich sein werde, solle es eine Art Folter sein. Im Laufe der Jahre ist es eine Oual für mich gewesen. Ich habe den Dudelsackpfeifer, der ein Klage lied spielt, in Edinburgh, auf der Insel Skye, in Zügen und in meiner eigenen Wohnung am Berkely Square in London gehört.

Bis jetzt habe ich ihn noch nie gesehen. Manchmal drehte ich mich um, wenn die Musik erklang, und bemerkte zu meiner Erleichterung einen Straßenmusikanten, von denen es vor Jahren in Edinburgh und Glasgow viele gab. Dann wußte ich, daß keine Warnung beabsichtigt war. Ich hörte die Klage zum erstenmal als zwei- oder dreijähriges Mädchen in Inverness, und ich weiß, daß sie beim letztenmal mir gelten wird.«

Andere prominente Familien werden von unterschiedlichen Geistern geplagt. Die Familienangehörigen der gegenwärtigen Königinmutter, die Bowes Lyons, Grafen von Strathmore, werden in Großbritannien wohl am stärksten heimgesucht. Ihr Ahnensitz, Glamis Castle in County Angus, lieferte den Schauplatz für Shakespeares *Macbeth* – obwohl König Duncan das Schloß vielleicht nie besuchte, geschweige denn dort ermordet wurde. Allerdings steht fest, daß König Malcolm II. im 11. Jahrhundert in Glamis erstochen wurde. Ein Fleck, der angeblich von seinem Blut verursacht wurde, ist immer noch auf dem Boden eines der unzähligen Räume des Schlosses zu sehen. Mehrere Geister gehen in Glamis um: ein kleiner schwarzer Junge, eine Dame in Grau, ein früherer Graf, der mit dem Teufel Karten gespielt und verloren haben soll. Aber die berühmteste und schauerlichste aller Legenden des Schlosses betrifft den »Schrecken« von Glamis.

Niemand außer den Strathmores weiß, welche Gestalt der Schrecken an-

nimmt, aber es gibt Belege dafür, daß es sich nicht um ein bloßes Ammenmärchen handelt und ein fürchterliches Geheimnis hinter den grimmigen Steinmauern lauert. Der häufigsten Erzählung gemäß wurde den Strathmores ein Ungeheuer geboren, das so häßlich war, daß sein Anblick die Sinne verwirrt. Es wurde unnatürlich alt – und manche meinen, daß es immer noch lebt und in einem verborgenen Zimmer eingeschlossen ist.

Dieser Gedanke reizte eine Gesellschaft von Gästen in Glamis vor einigen Jahren so sehr, daß sie eine Suche nach dem Raum organisierten. Die Gäste ließen methodisch ein Stück Tuch aus jedem Fenster hängen, das sie finden konnten. Als sie hinausgingen, entdeckten sie, daß mehr als ein Dutzend Fenster nicht gekennzeichnet waren. Der damalige Lord Strathmore, der während des Experiments nicht im Schloß gewesen war, kehrte überraschend zurück und hatte einen für ihn untypischen Wutanfall, als er sah, was seine Gäste getrieben hatten.

Ein paar Jahre später sagte er zu einem Freund, der sich nach dem Schrecken erkundigte: »Wenn du davon wüßtest, würdest du Gott danken, daß du nicht in meiner Haut steckst.«

Eric Maple präsentiert in seinem Buch *The Realm of Ghosts (Das Reich der Geister)* eine weitere Theorie über den Schrecken von Glamis. Vor Jahrhunderten seien einige Mitglieder des Ogilvie-Clans im Verlaufe einer Fehde vor den Lindsays geflüchtet und hätten in Glamis Unterschlupf gesucht. Die Gesetze der Gastfreundschaft verpflichteten den Grafen von Strathmore, sie einzulassen. Da er aber, so schreibt Maple weiter, nicht Partei ergreifen wollte, führte er sie zu einem entfernten Zimmer des Gebäudes, schloß sie ein und ließ sie verhungern. Viele Jahre nach ihrem Tode hallten ihre Schreie noch ab und zu in jenem Teil des Schlosses wider. Endlich entschloß sich ein Graf, Nachforschungen anzustellen, und suchte das Zimmer auf, aus dem die Geräusche zu kommen schienen. Nachdem er die Tür geöffnet und die Szene dahinter erblickt hatte, fiel er ohnmächtig zurück in die Arme seines Begleiters. Der Graf erzählte niemandem, was er gesehen hatte, ließ aber die Tür zumauern. »Eine Tradition besagt«, schreibt Maple, »daß das Spukzimmer einen über alle Maßen schauerhaften Anblick geboten habe, denn einige der verhungerten Männer waren gestorben, während sie sich das Fleisch von den Armen nagten.«

Diese Geschichte und die Fabel vom Ungeheuer könnten auf reinen Spekulationen beruhen. Nur der Graf von Strathmore kennt die Wahrheit. Gerüchten zufolge wird jedem Erben der Strathmores an seinem einundzwanzigsten Geburtstag das Geheimnis von seinem Vater übermittelt. Lady Granville, die der Familie angehört, erzählte dem Geisterjäger J. Wentworth Day, daß Frauen nie in das Geheimnis eingeweiht werden. »Wir durften als Kinder nicht einmal darüber sprechen«, sagte sie. »Mein Vater und Großvater weigerten sich schroff, darüber zu reden.«

An dieser Stelle müssen Außenseiter die Angelegenheit auf sich beruhen lassen.



Diese recht grimmige Erinnerung an die körperliche Vergänglichkeit befand sich in einem Sarg mit einer gläsernen Vorderseite im Vestibül der St. James's Church in der City von London. Das Skelett, das respektlos Old Jimmy genannt wurde, könnte einem der frühen Oberbürgermeister der Stadt gehört haben. Während des zweiten Weltkriegs fiel eine Bombe durch das Dach, traf auf die Kante des Sarges und landete, ohne zu explodieren, in den Gewölben. Nach diesem bestürzenden Ereignis wurde Old Jimmy aktiv. Sein Geist wurde gelegentlich im Kirchenschiff gesehen und sollte für die Bewegung von Objekten und seltsame Geräusche verantwortlich sein. Die Inschrift zu seinen Füßen lautet: »Halt ein, Fremder, halt ein, ich bitte dich. Wie du jetzt bist, so war auch ich. Wie ich bin, so wirst auch du bald sein, mir zu folgen — darauf stell dich ein.«

Einige weniger prominente Familien verfügen über einen greifbareren Schrecken. Die keltische Folklore verrät, daß es einmal ein verbreiteter Brauch war, Totenschädel aufzubewahren und mit einer Mischung aus Furcht und Verehrung zu behandeln. Auch dieser Brauch scheint über den Atlantik nach Amerika gelangt zu sein. Der inzwischen verstorbene A. J. Pew, ein Journalist aus Kalifornien, erzählte dem Autor von dem Schädel, der sich im Besitz seiner Familie befand.

Pews Familie stammt aus Frankreich und traf im späten 17. Jahrhundert in Louisiana ein. Aufzeichnungen aus den frühesten Tagen ihrer Ansiedlung erwähnen einen Schädel, der in einer geschnitzten Holzkiste aufbewahrt wurde. Er gehörte angeblich einem Ahnen, der im Mittelalter als Ketzler verbrannt worden war.

Wie andere Familienerbstücke dieser Art reagierte der Schädel — von den Pews liebevoll »Ferdinand« genannt — sensibel auf seine Umgebung. »Er mußte im Familienhaus verwahrt werden«, schrieb Pew. »Wenn man ihn entfernte, begann er zu schreien. Schrie er *im Hause*, so bedeutete das einen Todesfall unter uns.«

Pews Vater vermutete jedoch, daß die Geschichte ein reiner Mythos sei. Er ließ den Schädel von einem Chirurgen untersuchen, der alle Merkmale eines Indianerschädels, möglicherweise aus dem Gebiet von Florida, fand.

»Ich habe den Kontakt mit dem Relikt und dem Familienzweig, dem er gehörte, verloren«, schrieb Pew. »Aber alles deutet darauf hin, daß sich unsere Familie den Schädel erst nach dem Eintreffen in Amerika, nicht vorher zulegte. Vielleicht wollte einer unserer Vorfahren sich in diesem Land eine Reputation verschaffen und dachte sich die Geschichte aus, um sich mit einem Hauch von Rätselhaftigkeit zu umgeben. Mein Vater fand jedenfalls nie einen Beweis dafür, daß der Schädel wirklich schrie — nur Menschen, die sich an andere erinnerten, die ihn angeblich hatten schreien hören.«

Der Schädel der Familie Pew ist nicht der einzige seiner Art. Mehrere englische Familien haben — manchmal widerwillig — Knochenrelikte besessen, die sich gegen ein normales Begräbnis zu sträuben schienen.

Burton Agnes Hall, ein wunderbar restauriertes Elisabethanisches Haus, beherbergte viele Jahre lang die Erscheinung von Anne Griffith, der Tochter von Sir Henry Griffith, der das Haus um 1590 herum gebaut hatte. Anne hatte Burton Agnes sehr geliebt und soll auf dem Totenbett verlangt haben, daß man ihren Kopf abschnitt und im Hause verwahrte. Mehrere spätere Besitzer hielten sich offenbar nicht an die Bitte und ließen den Schädel begraben, woraufhin er zu schreien begann. Die Tatsache, daß »Awd Nance« — wie die Einheimischen in Yorkshire sie nannten — häufig auf Wanderungen durch das Haus gesehen wurde, galt als Zeichen ihrer Unsicherheit über den Ruheplatz des Schädels. Gegen 1900 ließ der Eigentümer von Burton Agnes Hall den Schädel in eine der Wände einmauern, damit er nicht mehr entfernt werden konnte. Seitdem ist Awd Nance nur noch selten erschienen.

Der Schädel, der in Wardley Hall bei Manchester aufbewahrt wird, soll

einem katholischen Priester gehört haben, der im Jahre 1641 wegen Verrats hingerichtet wurde. Der Kopf wurde auf einem Kirchturm von Manchester als unheimliche Warnung für Sympathisanten ausgestellt und später heimlich nach Wardley Hall gebracht, wo eine katholische Familie lebte. Viele Jahre lang war der Schädel auf dem Treppenabsatz zu sehen. Gelegentliche Versuche, ihn begraben zu lassen, riefen heftige Stürme und andere Störungen hervor. Einmal wurde er in einen Teich geworfen, aber — mit den Worten des Geistesjägers Eric Maple — »es gelang ihm, sich seinen Weg zurückzubahnen«.

Zahllose bizarre Vorfälle sind mit solchen im Familienbesitz befindlichen Schädeln verbunden. Der bekannteste von ihnen, der Schädel von Bettiscombe Manor, wurde einmal drei Meter tief von einem Eigentümer in der Erde vergraben, der sich seiner entledigen wollte. Der Eigentümer entdeckte am folgenden Tag zu seinem Entsetzen, daß der Schädel wieder bis zur Oberfläche vorgedrungen war und anscheinend darauf wartete, nach Hause zurückzukehren.

Der Fall des Schädels von Bettiscombe liefert ein klassisches Beispiel für die Verwirrungen und Verzerrungen, die eine Geisterlegende ausmachen. Eine Version besagt, daß es sich um den Schädel eines schwarzen Sklaven handelt, der im 18. Jahrhundert nach Bettiscombe in Dorset gebracht worden war. Im Jahre 1685 war der Herr des Hauses, Azariah Pinney, aus politischen Gründen ins Exil auf die Westindischen Inseln geschickt worden. Die Pinneys kamen in der Neuen Welt zu Reichtümern, und Azariahs Enkel John Frederick kehrte schließlich mit einem schwarzen Sklaven als Diener nach Bettiscombe zurück. Pinney scheint den Sklaven gut behandelt zu haben; als der Mann darum bat, nach seinem Tode in Afrika begraben zu werden, willigte sein Herr ein.

Nach dem Tode des Schwarzen brach Pinney jedoch sein Versprechen und ließ ihn auf dem Dorffriedhof nicht weit von dem Gutshaus beerdigen. Während der folgenden Wochen wurden Pinney und seine Familie durch geheimnisvolle nächtliche Seufzer, Schreie und Poltergeräusche am Schlafen gehindert. Schließlich ließ John Pinney den Körper ausgraben und in seine Dachkammer zurückbringen. Das schien ihn zufriedenzustellen, denn nun hörten die Geräusche auf.

Die Leiche blieb jahrelang in der Dachkammer, bis sie eines Tages — niemand weiß, wann oder wie — verschwand. Nur der Schädel war, ohne Unterkiefer, noch vorhanden und ist seitdem fast ständig im Haus aufbewahrt worden. Im Jahre 1847 zeigte die Haushälterin einem Besucher das Relikt und sagte: »So lange dieser Schädel hier ist, kann kein Geist eindringen.« Dies ist die erste verzeichnete Äußerung zu seinen übersinnlichen Eigenschaften.

Maple, der die Geschichte Mitte der sechziger Jahre untersuchte, fand heraus, daß die Einheimischen viel über den Schädel zu erzählen hatten. Zum Beispiel sei er mehrere Male aus dem Haus entfernt worden, wonach ver-

schiedene Katastrophen über die Gegend hereingebrochen seien: etwa Unwetter, die die Ernte vernichteten, und Seuchen, die das Vieh dahinrafften. Man behauptete sogar, daß mehrere Besitzer von Bettiscombe, die den Schädel entfernt hatten, innerhalb eines Jahres gestorben seien.

Ein Mann erinnerte sich, als Junge gehört zu haben, daß der Schädel in der Dachkammer »wie eine gefangene Ratte schrie« — was der Vorstellung widerspricht, daß er nur außerhalb des Hauses rebelliert. Andere erwähnten ein seltsames Klappern aus der Dachkammer und sprachen davon, daß »sie« mit dem Schädel gekegelt hätten. Wer »sie« waren, wurde der Phantasie überlassen.

Der schwarze Sklave ist den Dorfbewohnern noch 200 Jahre nach seinem Tod im Gedächtnis geblieben. Man erzählt sich Geschichten von einem schreienden schwarzen Mann, der »in einem geheimen Zimmer gefangengehalten und durch ein Gitter gefüttert wurde«. Andere Versionen der Geschichte besagen aber, daß John Pinney seinen Sklaven gütig behandelte. Wer weiß, welche Version stimmt? Einer ganz anderen Legende zufolge gehört der Schädel einem weißen Mädchen, das »vor langer Zeit« — eine Lieblingswendung der Erzähler — im Haus gefangengehalten und dann ermordet wurde.

Keine dieser Geschichten dürfte wahr sein, denn Professor Gilbert Causey vom Royal College of Surgeons untersuchte den Schädel und erklärte, daß er viel älter sei, als man angenommen hatte. Es handele sich um den Schädel einer prähistorischen Frau.

Der gegenwärtige Eigentümer von Bettiscombe Manor, Michael Pinney, hält ihn für das Relikt eines Opfers, das in das Fundament des ursprünglich hier gebauten Hauses eingemauert wurde, um die Götter gnädig zu stimmen und Glück zu bringen. Die spätere Geschichte von dem schwarzen Mann sei irgendwie mit der Erzählung von dem Opfer verwoben worden.

Obwohl Pinney und seine Frau behaupten, daß ihr merkwürdiges Erbstück nur als Gesprächsthema diene, hat er sich bisher geweigert, es nach draußen bringen zu lassen. Beide wurden etwas aus der Fassung gebracht, als sich ein Besucher, der die Geschichte des Schädels kannte, während des zweiten Weltkriegs erkundigte: »Hat er 1939 Blut geschwitzt — wie 1914?«

Ob afrikanisch oder kaukasisch, Fluch oder Glücksbringer, das sich gelb färbende Relikt beschäftigt weiterhin die Phantasie der Bauern in der Nachbarschaft. Wenn es tatsächlich das Überbleibsel eines alten Opfers ist, muß sein mehr als 2000 Jahre währender Einfluß auf die Vorstellungen der Menschen als ebenso bemerkenswert betrachtet werden wie jener der klagenden Banshee, der »symbolischen Gestalt . . . die sich unserem Stammesbewußtsein eingepreßt hat«.

DIE POLTERGEISTER

Shirley Hitchins war allem Anschein nach ein gewöhnlicher Teenager. Sie wohnte mit ihren Eltern, Mr. und Mrs. Hitchins, in einer Reihe identischer Häuser an der Witcliffe Road, einer Hauptverkehrsstraße in einem Londoner Arbeiterviertel. Wie viele ihre Kameraden hatte sie die Schule früh verlassen, um zu arbeiten, und schien zufrieden mit der Stellung als Verkäuferin, die sie in einem Londoner Warenhaus gefunden hatte. Im Jahre 1956, ein paar Monate nach ihrem fünfzehnten Geburtstag, war Shirley plötzlich kein gewöhnliches Mädchen mehr.

Ihre Probleme begannen eines Morgens, als sie aufwachte und einen glänzenden neuen Schlüssel auf ihrer Bettdecke liegend vorfand. Sie hatte ihn noch nie gesehen, ihre Eltern kannten ihn nicht, und er paßte in keine Tür des Hauses. In der folgenden Nacht wurde ihre Bettdecke brüsk weggerissen, und ein donnerndes Pochen erklang an den Wänden ihres Schlafzimmers. Während des Tages wurde das Pochen von einem leiseren Klopfen und Kratzen in anderen Teilen des Hauses begleitet; schwere Möbelstücke verschoben sich auf unerklärliche Weise in den Zimmern.

Nach ein paar Tagen war das Mädchen durch den Mangel an Schlaf so erschöpft, daß sie eine Nachbarin, Mrs. Lily Love, für eine Nacht besuchte, um sich auszuruhen. »Es« folgte ihr. Ein Wecker und mehrere Porzellanfiguren auf einem Regal in Mrs. Loves Haus wurden von einer unsichtbaren Kraft hin- und hergeschoben, ein Feuerhaken flog durch eines der Zimmer, und Shirleys Armbanduhr wurde ihr vom Gelenk gerissen und auf den Boden geschleudert.

Danach beschloß ihr Vater, ein Mechaniker beim Londoner Verkehrsdienst, nachts aufzubleiben, um herauszufinden, was vorging. Sein Bruder leistete ihm Gesellschaft. Shirley versuchte, im Zimmer ihrer Mutter zu schlafen. Zunächst war alles ruhig, dann begann ein dröhnendes Klopfen, ihr Bett zu erschüttern. Sie war immer noch hellwach und hatte die Hände über die Decken gelegt. Kurz darauf rief sie nach ihrem Vater und ihrem Onkel, da sich die Bettdecken bewegten. Die beiden Männer packten zu und merkten, daß die Decken mit beträchtlicher Kraft zum Fuß des Bettes gezogen wurden. Während sie dagegen ankämpften, fiel ihnen und Shirleys Mutter auf, daß das Mädchen plötzlich steif geworden war. Zu ihrem Erstaunen erhob sich der starre Körper des Mädchens ohne jede Unterstützung bis zu einer Höhe von fünfzehn Zentimetern in die Luft.

Die Hitchins unterdrückten ihre Furcht und zogen den schwebenden Körper vom Bett fort. Shirley, die wie betäubt gewirkt hatte, sagte später, daß sie von einem gewaltigen Druck im Rücken hochgehoben worden sei. Die Levi-



Einer der verschiedenen Versuche, Shirley Hitchins von dem Poltergeist zu befreien, der sie einen Monat lang quälte, bestand aus einem Exorzismus, den das Medium Harry Hanks, ein Freund der Familie, abhielt. Nachdem er in Trance versunken war, nahm Mr. Hanks Kontakt mit dem Geist auf und erhielt schließlich die Zusicherung, daß er Shirley (rechts neben dem Kamin) nicht mehr belästigen werde. Shirley hält einen Stiefel hoch, auf den der Poltergeist während der Sessance seine Energie konzentrierte.



tation wiederholte sich nicht und schien den Höhepunkt der seltsamen Ereignisse darzustellen, denn am folgenden Tag kehrten die Störungen nur in Form von Klopfgeräuschen wieder. Sie begleiteten das Mädchen überallhin, auch zum Bus, der sie zur Arbeit brachte. Ihre Kollegen im Warenhaus überredeten sie dazu, den Firmenarzt aufzusuchen. Der Arzt war zunächst äußerst skeptisch, gab aber schließlich zu, daß »etwas vorging«, als die Klopfgeräusche in seinem eigenen Behandlungszimmer begannen. Er zerbrach sich immer noch den Kopf über das Rätsel, als — fast einen Monat, nachdem der Schlüssel erschienen war — alle Phänomene schwächer wurden und schließlich ganz aufhörten.

Heute, rund zwanzig Jahre später, ist es unmöglich, die Geschehnisse in der Wycliffe Road völlig objektiv zu beurteilen, denn uns liegen nur die zeitgenössischen Zeitungsartikel und die Interviews der Zeugen durch Reporter vor. Ihnen können wir jedoch entnehmen, daß Shirley Hitchins, ihre Eltern, Mrs. Love und deren Familie sowie der Arzt, der das Mädchen untersuchte, alle rationale, nüchterne Menschen waren, von denen keiner je zuvor etwas Übersinnliches erlebt hatte.

Es ist wahrscheinlich, daß der Fall von Shirley Hitchins ein echtes Beispiel für das Poltergeistphänomen liefert. Das deutsche Wort Poltergeist wird heute allgemein von Parapsychologen verwendet, um gewisse übernatürlich wirkende, physikalische Vorgänge zu beschreiben — gleichgültig, ob der Parapsychologe glaubt, daß sie von einem Geist verursacht werden, oder nicht.

In seinem Buch *Can We Explain the Poltergeist? (Können wir den Poltergeist erklären?)* definiert Dr. A. R. C. Owen den Begriff präzise. Es handelt sich um das Auftreten einer oder beider der folgenden Erscheinungen auf anscheinend spontane, oftmals sporadische Weise: a) die Erzeugung von Geräuschen, zum Beispiel Klopfen, Sägen, Poltern; b) die Bewegung von Objekten durch eine unbekannt physikalische Kraft.

Diese beiden Arten von Phänomenen schließen eine Unmenge verschiedener Effekte ein. Die Geräusche können zum Beispiel unpersönlich sein, wie das Klopfen, das Shirley Hitchins verfolgte, oder sie können einen menschlichen oder übermenschlichen Urheber vermuten lassen. Mit »Bewegung von Objekten« ist gemeint, daß Bilder von den Wänden fallen, Vasen durch das Zimmer fliegen und schwere Möbelstücke verschoben werden können. Bei seltenen Gelegenheiten gehört auch Levitation dazu, wie im Falle von Shirley Hitchins.

Der Poltergeist hat eine lange Geschichte. Einer der frühesten verzeichneten Fälle fand im Jahre 335 n. Chr. in Bingen am Rhein statt. Steine sausten offenbar aus eigenem Antrieb durch die Luft; Schläfer wurden aus den Betten geworfen, donnernde und krachende Geräusche hallten in den Straßen wider. Seidem haben sich viele Fälle in anderen Teilen der Welt ereignet.

In einem Buch mit dem Titel *The Story of the Poltergeist (Die Geschichte des Poltergeistes)* führte der inzwischen verstorbene Forscher Hereward Carrington 375 Beispiele für angebliche Poltergeistaktivitäten auf — von dem in

Bingen bis zu einem, das sich 1949, einige Jahre vor der Veröffentlichung des Buches, zugetragen hatte. Nachdem er die Fälle analysiert hatte, kam Carrington zu dem Schluß, daß 26 zweifellos betrügerischer Art und neunzehn »zweifelhaft« seien. Wenn man annimmt, daß es sich bei allen zweifelhaften Fällen um Betrug handelte, bleiben immer noch 330 »unerklärte« Beispiele, die offenbar durch eine übernatürliche Kraft verursacht wurden.

Carrington räumte ein, daß das Beweismaterial von unterschiedlicher Überzeugungskraft und oft nicht zuverlässig sei. Derartig schwache Belege haben in Verbindung mit bewiesenen Täuschungen immer die Argumente der Skeptiker unterstützt. Schon 1584 schrieb Reginald Scot in *Discoverie of Witchcraft (Entdeckung der Hexerei)*: »Ich könnte viele Geschichten davon erzählen, wie Menschen durch Erscheinungen und Geräusche aus ihren Häusern vertrieben wurden; und immer ist es bloße und gemeine Schurkerei gewesen; und wo immer Ihr von solchen polternden und fürchterlichen Geräuschen hört, seid versichert, daß es üble Schurkerei ist, begangen von denen, die am meisten zu klagen scheinen und am wenigsten verdächtig werden...«

Scot war ein bemerkenswerter Mann, der in einem Zeitalter des Aberglaubens mit allem Nachdruck den Hexenwahn kritisierte. Aber seine starke Skepsis gegenüber allem Okkulten ließ ihn das Kind vielleicht mit dem Bade ausschütten. Heute würden die meisten Parapsychologen darin übereinstimmen, daß es viele Beispiele für echte Poltergeistaktivitäten gegeben hat.

Für die meisten Poltergeister ist charakteristisch, daß sie in Haushalten mit einem Jugendlichen auftreten. Es scheint möglich, daß der Beginn der Pubertät irgendwie die Kräfte freisetzt, die für Poltergeister verantwortlich sind.

Dieser Faktor war im Falle des Wesley-Poltergeistes gegeben. John Wesley, der Gründer der Methodistenkirche, war ein Junge von dreizehn Jahren, als man 1715 begann, seltsame Klopfgeräusche im Haus seiner Familie, der Pfarrei von Epworth in Lincolnshire, zu hören. Die Wesleys waren eine große Familie; neben John hatten sie noch achtzehn weitere Kinder, darunter Molly, 20, Hetty, 19, Nancy, 15, Patty, 10, Kezzy, 7. In einem Brief an ihren ältesten Sohn Samuel beschreibt Mrs. Wesley den Beginn der Ereignisse: »Am 1. Dezember hörte unser Hausmädchen an der Tür des Eßzimmers ein verzweifeltes Stöhnen wie das eines Menschen im Todeskampf.« Das Hausmädchen öffnete die Tür, sah aber niemanden.

Am folgenden Tag pochte es mehrere Male, und am dritten Tag hörte Molly das Rascheln eines Seidenkleides ganz in ihrer Nähe. Am selben Abend klopfte etwas auf den Eßtisch und Schritte wurden auf den Treppen gehört. Während die Tage vergingen, kamen andere Geräusche hinzu: das Schaukeln einer Wiege, das Flattern einer Windmühle und das Hobeln eines Zimmermannes. Häufig unterbrach der Poltergeist die Familiengebete.

Allmählich gewöhnten sich die Wesleys an die Störungen und nannten das unsichtbare Wesen sogar scherzhaft »Old Jeffrey«. In seinen Aufzeichnungen schrieb John Wesley: »Nichts machte Kezzy mehr Spaß, als Old Jeffrey von



Dieses französische Bild stellt einen Poltergeist dar. Die Zeitung *Samedi Soir* entsandte einen Photographen in die Wohnung der Familie Costa, in der sich Poltergeistaktivitäten abspielten, an der französisch-italienischen Grenze. Der Photograph stellte seine Kamera in der Küche auf und machte nach einer Wartezeit von eineinhalb Stunden Schnappschüsse von diesen fliegenden Objekten.



Eine Illustration zu einer viktorianischen Geschichte über eine Familie, die von einem Poltergeist belästigt wurde. Poltergeister verletzen nur selten einen Menschen, sind aber durchaus dazu in der Lage, ein Haus auf den Kopf zu stellen. Der Parapsychologe Harry Price glaubte, daß Poltergeister die Seelen Verstorbener seien, doch viele moderne Forscher würden dazu neigen, diese Vorfälle einer Kraft zuzuschreiben, die von anwesenden lebenden Personen ausgeht.

einem Zimmer in das andere zu verfolgen.«

Nach zwei Monaten verließ Old Jeffrey plötzlich die Wesleys. Seitdem ist er nicht in die Pfarrei von Epworth zurückgekehrt.

Der Wesley-Poltergeist erregte die Aufmerksamkeit keines geringeren Wissenschaftlers als Joseph Priestleys, eines Mitgliedes der Königlichen Gesellschaft für die Förderung der Wissenschaft. Priestley, der Entdecker des Sauerstoffes, untersuchte die Tatsachen des Falles und veröffentlichte die Ergebnisse im Jahre 1784 im *Arminian Magazine*. Er vermutete, daß Hettys Wesley unbewußt Anteil an den Phänomenen hatte. Es sei bedeutsam, daß »die Störungen sich auf Hettys Bett konzentrierten und von Hettys Zittern im Schlaf begleitet wurden«.

Der Wesley-Poltergeist war deshalb typisch, weil niemandem Schaden zugefügt wurde. Außerdem hatten die Wesleys Glück, daß sich Old Jeffrey auf Geräusche beschränkte. Viele Poltergeister haben einen Drang zur Zerstörung und schleudern Porzellan rücksichtslos umher. Seltsamerweise treffen diese fliegenden Objekte nur selten einen Menschen, und wenn es geschieht, spürt man sie kaum — sogar wenn sie sich mit großer Geschwindigkeit bewegen. Gelegentlich verursachen Poltergeister einen Regen von Steinen oder sogar Münzen und Schuhen.

Es gibt eine auffallende Ausnahme von der Regel, daß Poltergeister selten jemanden verletzen. Es handelte sich um die berühmteste »Bell-Hexe«, eine böswillige Kraft, welche die Familie Bell im Robertson County in Tennessee fast vier Jahre lang quälte. Sie war anscheinend für den Tod des Vaters, John Bell, verantwortlich. Das Wort »Poltergeist« war in den Vereinigten Staaten im Jahre 1817, als das Phänomen zum erstenmal beobachtet wurde, kaum bekannt. Weder die Familie noch ihre Nachbarn wußten, wie sie den Quälgeist nennen sollten. Der Spiritismus wurde erst dreißig Jahre später geboren, und das Wesen behauptete ohnehin, als es einmal begonnen hatte zu sprechen, daß es nicht die Seele eines Verstorbenen sei, sondern »ein Geist von überallher«. Einmal bezeichnete es sich selbst als Hexe, und dieser Name blieb an ihm haften.

John Bell war ein reicher Farmer, beliebt und angesehen bei seinen Nachbarn, der mit seiner Frau Luce und seinen neun Kindern in einem großen Haus wohnte, das von Nebengebäuden und Sklavenquartieren umgeben war. Zur Zeit des ersten Auftretens war Bells Tochter Betsy, die eine wichtige Rolle in der Angelegenheit spielte, ein kräftiges, offenbar zufriedenes Mädchen von zwölf Jahren. Richard Williams Bell war sechs Jahre alt; er schrieb später einen Bericht mit dem Titel *Our Family Trouble (Unsere Familienplage)*.

Es begann mit einem Klopfen und Kratzen, das von der Außenseite der Wände und Fenster des Hauses zu kommen schien. Danach drangen die Geräusche ins Haus selbst vor: Man hörte ein Nagen an den Bettpfosten, ein Kratzen auf dem Fußboden und ein Klatschen an der Decke. Der Lärm verstärkte sich allmählich, bis von Zeit zu Zeit das ganze Haus darunter zu

erbeben schien. Die Hexe fügte ihrem Repertoire ständig neue Geräusche hinzu: Stühle wurden umgeworfen, Steine regneten auf das Dach, schwere Ketten wurden über den Fußboden gezogen. Richard Williams' Buch zufolge machten die Geräusche Betsy mehr als den anderen Familienangehörigen zu schaffen.

Die Hexe begann mit körperlichen Belästigungen. Richard Williams Bell erwachte eines Nachts, weil jemand an seinem Haar zog. »Sofort kreischte Joel [eines der Kinder] vor Schreck auf, und danach schrieb Elisabeth [Betsy] in ihrem Zimmer. Von da an zog ständig etwas an ihrem Haar, wenn sie sich ins Bett gelegt hatte.«

Die Familie hatte bis zu diesem Zeitpunkt ihr absonderliches Problem für sich behalten, doch nun beschloß man, einen Freund und Nachbarn, James Johnson, um Rat zu bitten. Johnson lauschte den Geräuschen aufmerksam und folgerte, daß ihnen irgendeine Intelligenz zugrunde liegen müsse. Er vollführte eine einfache Geisterbeschwörung, die eine Zeitlang half.

Doch die Hexe kehrte mit erneuter Kraft zurück und konzentrierte sich so sehr auf Betsy, daß ihre Eltern sich ernste Sorgen machten. Sie versetzte ihr Ohrfeigen, die scharlachrote Flecke auf ihren Wangen hinterließen, und zog mit solcher Gewalt an ihren Haaren, daß Betsy gequält aufschrie.

Inzwischen war Johnson davon überzeugt, daß das Wesen die menschliche Sprache verstehen und daher zur Kommunikation fähig sein müsse. Er empfahl John Bell, noch mehr Nachbarn hinzuzuziehen und ein Untersuchungskomitee zu bilden. Leider scheint das Komitee mehr Schaden als Nutzen gebracht zu haben. Die Mitglieder, die von den Ereignissen fasziniert waren und sich selbst sicher fühlten, forderten die Hexe auf »an die Wand zu klopfen, zu schmatzen etc., wodurch«, schrieb Richard Williams, »die Phänomene immer ausgeprägter wurden«.

Die Hexe fing an, die Kinder der Familie mit Stöcken und Steinen zu bewerfen, wenn sie in die Schule gingen oder zurückkamen. Die Kinder gewöhnten sich offenbar sehr schnell daran und machten ein Spiel daraus. Wenn ein Stock auf sie geworfen wurde, kennzeichneten sie ihn und warfen ihn zurück. »Es waren immer dieselben Stöcke, die auf uns geschleudert wurden.«

Bis dahin war die Hexe noch recht harmlos gewesen, aber nun wurde sie gewalttätig. Ab und zu schlug sie Menschen wie mit einer geballten Faust ins Gesicht. Betsy, die immer kräftig gewesen war, begann, unter Schwindelanfällen und Kurzatmigkeit zu leiden; jeder Anfall dauerte etwa eine halbe Stunde. Während dieser Attacken blieb die Hexe stumm, doch sobald sich das Mädchen etwas erholt hatte, fing sie wieder an zu pfeifen und zu sprechen. Ihre Stimme, die zuerst schwach und undeutlich gewesen war, entwickelte sich nach und nach zu einem leisen, aber klaren Flüstern. Da sie nie sprach, wenn Betsy einen Anfall hatte, äußerte jemand den Verdacht, daß sie selbst durch Bauchrednerei die Stimme produziere. Ein Arzt »legte die Hand über Betsys Mund und überzeugte sich davon, daß sie nichts mit den Geräuschen



Mrs. Herrmann zeigt auf einen Küchenschrank unter dem Ausguß, in dem der Poltergeist mehrere Flaschen mit Ammoniak und flüssiger Stärke zum Explodieren brachte. Fliegende Glasgegenstände und sich bewegendes Mobilar — typische Streiche von Poltergeistern — gestalteten das Leben der Familie Herrmann im Jahre 1958 recht unbequem.



Mrs. Betty Sargent, aufgenommen im Jahre 1950, nachdem sie, ihr Mann und ihr Baby von einem Poltergeist aus ihrer Wohnung vertrieben wurden. Er zog sie eines Nachts aus dem Bett und versuchte bei einer anderen Gelegenheit, sie zu erwürgen. Wenn er weniger gewalttätig gestimmt war, zerriß er ihre Strümpfe.



Die Nachbildung eines Vorfalls in dem bestürzenden, wie elektrisch aufgeladenen Leben von Adolphine Benoit, einem französischen Dienstmädchen. Sie hatte ein Kind in seiner Wiege hin- und hergeschaukelt, als sich plötzlich die verschlossenen Schranktüren öffneten, Tücher im Zimmer umhergeworfen wurden und ein auf dem Bett liegender Umhang die Wiege so fest einhüllte, daß er nur mit Mühe zu entfernen war. Danach wurde Adolphine zur Zielscheibe aller möglichen Gegenstände. Brotkörbe fielen ihr auf den Kopf, Fleischstücke und die Ohrringe ihrer Herrin fanden sich auf rätselhafte Weise in ihren Taschen wieder, und ein großer Sack fiel über sie und bedeckte sie völlig. Als sie einmal in den Stall ging, sprang das Zaumzeug sie an, so daß sie gerettet werden mußte. Ein Priester, der versuchte, ihren Geist auszutreiben, wurde von einer unsichtbaren Kraft geschüttelt, und seine Brille wurde zerbrochen. Als ihre Arbeitgeber Adolphine schließlich nach Hause schickten, wurde sie nicht mehr belästigt; die Phänomene kehrten in demselben Hause wieder und konzentrierten sich auf einen kleinen Sohn. Ein weiterer Exorzismus verbannte den Geist.



Das House of Bewlay, ein Tabakladen in Chester, in dem sich von 1968 an mehrere Jahre lang Poltergeistaktivitäten abspielten. Klagende und stampfende Laute waren plötzlich in dem Geschäft zu hören und erschreckten die Angestellten. Türen öffneten und schlossen sich von allein. Ein sicher befestigtes Bild krachte zu Boden; die Schraube, an der es aufgehängt war, war gespalten worden. Bolzen sprangen aus einer Eichentür. Die Vorfälle erreichten ihren Höhepunkt jeweils im August. Ein Parapsychologe befestigt einen mechanischen Vibrator an der Mauer eines Hauses, das abgerissen werden soll, um die Theorie zu testen, daß Poltergeistphänomene durch Erdschwingungen, unterirdische Wasserbewegungen oder andere natürliche Vorgänge verursacht werden. Die Vorrichtung produzierte heftige Vibrationen, so daß das Haus dem Zusammenbruch nahe war, rief aber keine typischen Poltergeisterscheinungen, zum Beispiel fliegende Möbel, hervor.



zu tun hatte».

Die ersten Äußerungen der Hexe waren frommer Art. Sie besaß ein erstaunliches Talent dafür, die Sonntagspredigten der beiden örtlichen Geistlichen Wort für Wort zu reproduzieren und sogar ihre Stimmen zu imitieren. Der Psychoanalytiker Nandor Fodor kommentiert in *The Story of the Poltergeist (Die Geschichte des Poltergeistes)*, daß die Hexe »einen großartigen mitteilenden Geist abgeben hätte, wenn sie von den Ideen eines Mediums erfüllt gewesen wäre«. Nach ihrer frommen Phase begann die Hexe jedoch, Obszönitäten auszustoßen — was für eine religiöse Familie sehr bedrückend war. Sie erklärte auch ihren Haß für John Bell und sagte, daß sie ihn sein ganzes Leben lang quälen werde.

Von diesem Zeitpunkt an verschlechterte sich der Gesundheitszustand des Farmers. Er klagte, daß sein Mund steif geworden sei und etwas auf beiden Seiten seines Kiefers einhämmere. Seine Zunge schwoll so sehr an, daß er weder essen noch sprechen konnte. Diese Attacken dauerten manchmal bis zu fünfzehn Stunden. Dann entwickelte er ein nervöses Zucken in der Wange. Es schien sich über seinen ganzen Körper auszubreiten, so daß er schließlich ständig ans Bett gebunden war und sich fortwährend im Delirium krümmte.

Die Hexe schien gegenüber dem Rest der Familie gemischte Gefühle zu hegen. Die Mutter, von Betsy angebetet, wurde mit Geschenken von Früchten und Nüssen, die aus dem Nichts erschienen, überschüttet. Joel, Richard und Drewry wurden häufig von der Hexe verprügelt, aber selten ernsthaft verletzt. Betsy selbst schien, nachdem ihre Schwindelanfälle aufgehört hatten, in Frieden gelassen zu werden — zumindest physisch. Doch die Hexe fing an, dem Mädchen emotional zuzusetzen. Betsy hatte sich schon früh mit einem Nachbarn, Joshua Gardener, verlobt. Die Hexe versuchte unerbittlich, die beiden auseinanderzubringen, indem sie dem Mädchen ins Ohr flüsterte: »Bitte, Betsy Bell, nimm nicht Joshua Gardener, bitte, Betsy Bell, heirate Joshua Gardener nicht.« Sie fügte hinzu, daß sie Betsy nicht einen Moment lang in Ruhe lassen würde, wenn sie den Jungen heiratete. Am Ende gelang es ihr, die Beziehung zu zerschlagen.

Im Herbst des Jahres 1820 brachte John Bell es fertig, aufzustehen und seiner Arbeit nachzugehen. Doch die Hexe war damit nicht einverstanden. Richard Williams erinnerte sich, wie sein Vater plötzlich taumelte, als sei er von einem schweren Schlag am Kopf getroffen worden, und sich kläglich auf einen Holzklotz am Straßenrand fallen ließ, während »sein Gesicht zuckte und sich schrecklich verzerrte«. Die Schuhe flogen seinem Vater von den Füßen, sobald der Junge sie ihm anzog. Dazu ertönten um sie herum »das abstoßende Geräusch spöttischer Lieder« und »dämonische Schreie«. Endlich verstummten die Schreie, die Zuckungen hörten auf, und der Junge sah, wie Tränen über die zitternden Wangen seines Vaters liefen.

John Bell war besiegt und legte sich wieder ins Bett. Am 19. Dezember 1820 wurde er in einer tiefen Ohnmacht entdeckt, aus der man ihn nicht erwecken konnte. Sein Sohn John junior ging zum Arzneyschränkchen, fand

aber statt der Bell verschriebenen Medizin ein »graues Fläschchen, das zu ungefähr einem Drittel mit einer dunklen Flüssigkeit gefüllt war«.

Der Arzt wurde geholt, aber als er eintraf, krächzte die Hexe: »Du kannst dem alten John nicht helfen — jetzt habe ich ihn. Er wird nie wieder aufstehen.« Bell starb am nächsten Morgen. Während der Sarg langsam ins Grab gesenkt wurde, genoß die Hexe ihren letzten Triumph und sang ein anstößiges Lied.

Der Arzt probierte die Lösung in der Medizinflasche an einer Katze aus, die sofort in krampfhaftes Zucken verfiel und starb. Statt die Flüssigkeit zu analysieren, warf der Arzt sie ins Feuer. Eine befriedigende medizinische Erklärung für John Bells Tod liegt nicht vor.

Danach wurden die Phänomene allmählich schwächer. Als die Familie eines Abends beim Essen saß, explodierte eine Art Rauchbombe im Zimmer und eine Stimme verkündete, daß sie sich empfehlen wolle, aber in sieben Jahren zurückkehren werde. Die versprochene Rückkehr ereignete sich, nachdem Betsy einen anderen Mann geheiratet hatte und nur noch Mrs. Bell, Joel und Richard Williams im Haus geblieben waren — bestand aber nur aus einem kurzen Zupfen und Zerren an den Bettedecken. Darauf verschwand die Hexe für immer.

Obwohl einige der Begleitumstände des Falles im Laufe der Jahre vielleicht unrichtig weitergegeben wurden, scheint sicher, daß das Hauptphänomen sich wirklich ereignete. Der Fall gilt immer noch als dankbares Thema für ernsthafte Studien und ist ausführlich in mehreren Werken über Parapsychologie untersucht worden.

Der interessanteste Aspekt des Geheimnisses verbirgt sich in der Beziehung von Betsy Bell zu ihrem Vater. Wir wollen zunächst die Symptome betrachten, die sich an dem Mädchen zeigten. Dr. Fodor macht darauf aufmerksam, daß Betsys Schwindelanfälle, denen die Stimme der Hexe unmittelbar folgte, den Symptomen stark ähneln, die ein Medium verspürt, wenn es in Trance versetzt wird. Er weist ebenfalls darauf hin, daß das Mädchen gesund und sexuell frühentwickelt war.

Ihr Vater zeigte andererseits alle Merkmale dessen, was ein moderner Psychiater als körperlichen Ausdruck akuter Schuldgefühle erkennen würde: das nervöse Zucken, die Unfähigkeit zu essen oder zu sprechen und die allgemeine Zurückgezogenheit von der Welt. Trotz des Verdachtes, daß ihn ein Unbekannter vergiften haben könnte, bleibt die starke Möglichkeit, daß er — von dem Phantom bis über das erträgliche Maß hinaus gequält — Selbstmord beging.

An der Hexe fällt Dr. Fodor auf, daß das Wesen weder sich selbst noch seine seltsamen Kräfte erklären konnte, als es von dem Komitee der Nachbarn befragt wurde. Sein emotionales Verhalten war eindeutig menschlich: Es spielte Streiche, imitierte Menschen und zeigte gelegentlich große Fürsorge für Luce Bell.

Daneben haßte es John Bell mit tiefem Abscheu.

Dr. Fodor schloß, daß Betsy Bell an einer gespaltenen Persönlichkeit litt — daß ihr Unterbewußtsein auf geheimnisvolle Weise ein Eigenleben gewonnen hatte. Dieser rebellische Teil von Betsys Psyche habe ihren Vater systematisch zu Tode gequält.

Die Psychologie einer solchen Spaltung ist immer noch ein Rätsel. Fälle von vielfältigen Persönlichkeiten treten nur selten auf, aber wenn sie auftreten, werden sie gewöhnlich durch einen mächtigen Gefühlschock ausgelöst. Dr. Fodor zog ihm bekannte Fälle von Neurosen und Psychosen heran, um eine »rein spekulative Vermutung« über den Ursprung der Bell-Hexe anzustellen. Da der Beginn der Pubertät und der aufkeimenden Sexualität in Betsys puritanischer Umgebung traumatisch gewesen sein müßten, spekulierte er, daß der Schock in ihrem Falle dadurch verstärkt worden sein könne, daß lange unterdrückte Erinnerungen geweckt wurden. Was für Erinnerungen? Dr. Fodors Theorie war »nicht für Verbissene und Prüde« gedacht. Er meint, daß Betsy als Kind von ihrem Vater mißbraucht worden sein könne. Die Theorie mag weithergeholt klingen, aber Inzest ist nicht so ungewöhnlich, wie wir manchmal annehmen — besonders in ländlichen Gebieten. Dr. Fodor verweist darauf, daß Bells schwere Schuld Symptome mit Betsys Pubertät zusammenfielen. Vielleicht war sein Schuldbewußtsein so stark, daß er bis zu einem gewissen Grade mit der Hexe zusammenwirkte, um seine eigene Krankheit hervorzurufen.

Weshalb die Hexe Betsy verfolgte, wird verständlich, wenn wir die Voraussetzung akzeptieren, daß sie dem Unterbewußtsein des Mädchens entstammte. Wenn ein Teil von Betsys Psyche entschlossen war, John Bell umzubringen, mußte sie gleichzeitig schreckliche Skrupel darüber verspüren und irgendeine Buße von ihrem bewußten Ich verlangen. Deshalb zerbrach ihre Romanze. »Das Opfer [ihre Verlobung] kam zuerst«, sagt Fodor, »aber der Mord hatte in ihrer Vorstellung schon lange bestanden.«

Wenn sich dieser Fall im ersten Teil des 20. Jahrhunderts und nicht hundert Jahre früher ereignet hätte, wären wir eher in der Lage, ihn psychologisch und psychisch auszuwerten. Die parapsychologische Forschung wird heute immer ausgeklügelter. Das von Dr. J. B. Rhine an der Duke University gegründete Laboratorium für Parapsychologie ist das wohl am besten ausgerüstete seiner Art in der Welt. Seine Mitarbeiter untersuchen viele paranormale Phänomene, darunter auch Poltergeistaktivitäten, in allen Einzelheiten. Dr. Rhines Assistent J. Gaither Pratt beschreibt einige Methoden des Labors in seinem Buch *Parapsychology*. In einem anderen Kapitel berichtet er von dem Poltergeist von Seaford, der eine Mittelstandsfamilie in Long Island beunruhigte. Er wurde im Februar und März 1958 von Dr. Pratt und William G. Roll untersucht.

James M. Herrmann und seine Frau lebten mit ihren beiden Kindern James, der zwölf, und Lucille, die dreizehn Jahre alt war, in Seaford im Nassau County von New York. Im Verlaufe von zwei Monaten wurden 67 belegte Störungen nicht nur von den Vertretern der Duke University, sondern auch



Price, ein Geistlicher, Mrs. Rhodes (rechts) und andere warten die Entwicklung im Nachbarzimmer ab.

Harry Price versiegelt die Fenster in Alans Zimmer, um sicherzugehen, daß niemand unbemerkt eindringen oder verschwinden kann. Die meisten der Streiche konzentrierten sich auf den Jungen. Er wurde gehohlet, seine Bettdecke wurde nachts weggezogen, und eine Schere wurde auf ihn geworfen. Ein gewinnenderer Zug an »Spooky Bill« war, daß ihm das Grammophon gefiel und er schriftliche Musikwünsche hinterließ. Die Hauskatze schien den Poltergeist übrigens nicht zu bemerken.

Alan liegt im Bett; seine Handgelenke sind an die Bettpfosten gebunden. Beide Hände haben einen Spielraum von etwa einem halben Meter, und das Bett steht neben der Tür, damit er die draußen Wartenden durch ein Klopfen verständigen kann, sobald etwas geschieht. Laut Price zögern Poltergeister, in Aktion zu treten, wenn andere — außer dem Opfer — zuschauen, doch es macht ihnen nichts aus, Beweise für ihre Gegenwart zu hinterlassen.

Ein Wecker — offenbar von dem Poltergeist dorthin geworfen — liegt auf dem Bett. Dies ist einer von mehreren Vorfällen, die sich in jener Nacht ereigneten. Kurz danach wurde ein Schmuckkästchen vom Frisiertisch auf dem Bett entdeckt. Es war nicht verschlossen, und es wäre schwierig — wenn nicht gar unmöglich — für den Jungen gewesen, es mit den Füßen auf das Bett zu holen, ohne den Inhalt auszuschütten.



von der örtlichen Polizei untersucht. Die Phänomene fielen in zwei Kategorien: Flaschendeckel wurden aufgeschraubt, wonach der Inhalt verschüttet wurde; Möbel und kleine Objekte bewegten sich.

Dr. Pratt kam zwar zu keinem eindeutigen Schluß über die Ursache des Poltergeistes von Seaford, bemerkte aber, daß nie etwas geschah, wenn die ganze Familie das Haus verließ, wenn alle fest schliefen oder wenn beide Kinder in der Schule waren. Ihm fiel auch auf, daß James den Vorfällen gewöhnlich näher war als jedes andere Familienmitglied.

Dr. Pratts Bericht ist vor allem deshalb von Interesse, weil er zeigt, welche Mühen ein Parapsychologe auf sich nehmen muß, bevor er folgern darf, daß ein Poltergeist echt ist. Dr. Pratt, Roll und der Kriminalbeamte Joseph Tozzi schlossen zunächst die Möglichkeit eines Streiches durch ein oder mehrere Familienangehörige aus. Nachdem sie das greifbare Beweismaterial der Kraft — die zerbrochenen Gegenstände und verschütteten Flüssigkeiten — zur Kenntnis genommen hatten, konnten sie den Gedanken an eine kollektive Halluzination verwerfen. Danach untersuchten sie, ob Radiowellen hoher Frequenz, Vibrationen, chemische Interferenzen (im Falle der verschütteten Flüssigkeiten), schadhafte elektrische Leitungen, Zugluft, Wasserstandsänderungen in einem Brunnen am Haus, eine mögliche Untergrundstörung, Radiofrequenzen außerhalb des Hauses und Erdsenkungen unter dem Haus für die Störungen verantwortlich sein konnten. Sie hielten im nahegelegenen Adelphi College eine Konferenz mit Mitgliedern der Wissenschaftsfakultät ab und baten Bau-, Zivil- und Elektroingenieure der Nassau Society of Engineers um Rat. Sie gingen der Möglichkeit nach, daß Starts und Landungen auf dem nicht weit entfernten Mitchell-Flughafen die Vorfälle auslösten, und sie untersuchten das Rohrleitungssystem des Hauses von oben bis unten.

Alle Untersuchungen verliefen negativ. Nach fast zwei Monaten an Ort und Stelle äußerte Dr. Pratt seine vorläufige Ansicht: Es handele sich nicht um die »Art unpersönlicher psychischer Kraft, für die vielleicht eines Tages die Physik zuständig sein wird . . . Wenn die Störungen von Seaford nicht betrügerisch waren — und kein Anzeichen für einen Betrug wurde gefunden —, sind sie zweifellos für Parapsychologen von Interesse«. Mit anderen Worten, seiner Meinung nach war irgendeine Intelligenz für die Störungen verantwortlich.

Dr. Pratt übersah nicht die Tatsache, daß, wie in den meisten derartigen Fällen, Heranwachsende zugegen waren. Soweit er es bei seinem kurzen Besuch beurteilen konnte, hatte keines der Kinder psychologische Probleme. Vielleicht sind solche Probleme nicht erforderlich; vielleicht kann die Pubertät als solche das Poltergeistphänomen hervorrufen, wenn ihre Energie mit anderen Kräften zusammenwirkt.

Die Existenz anderer Kräfte kann nicht völlig ausgeschlossen werden, denn zuweilen sind Poltergeister aufgetreten, ohne daß Jugendliche anwesend waren. Das gilt für das Poltergeistphänomen im Kunstmuseum von Killakee, in dem auch eine phantomartige schwarze Katze umging. Margaret O'Brien, die einzige Person, die über den gesamten Zeitraum der Störungen hinweg — von

den späten sechziger Jahren bis Ende 1970 — dort lebte, ist eine reife und intelligente Frau. Zudem hielt sie sich mehrere Male nicht im Haus auf, als sich die Vorgänge abspielten. Es scheint also unmöglich, die Angelegenheit mit einer einzigen Person in Verbindung zu bringen.

Es ist allerdings denkbar, daß der Poltergeist von Killakee durch einige spiritistische Laien zu seiner Aktivität angestachelt — wenn nicht gar von ihnen geschaffen — wurde. Man sollte nicht vergessen, daß das Untersuchungskomitee der Bell-Hexe half, die Phänomene zu entwickeln, indem es sie anforderte, zu »schmatzen« und andere Geräusche zu machen. Old Jeffrey, der Poltergeist der Wesleys, wurde in gewissem Maße von Kezzy ermuntert, die ihm von Zimmer zu Zimmer folgte und ihn neckte. Ein Poltergeist mag eine nichtmenschliche Kraft sein, aber er scheint oft dazu fähig, auf menschliche Einwirkungen zu reagieren.

Nach dem Erscheinen der unheimlichen schwarzen Katze bei der Renovierung von Killakee House wurden mehrere andere Gestalten gesichtet, von denen allerdings keine so deutlich wie die Katze war.

Einige Künstler aus Dublin lasen in der irischen Presse von den seltsamen Ereignissen und überredeten Margaret O'Brien dazu, ihnen eine Seance in dem Haus zu gestatten. Sie arrangierten die Buchstaben des Alphabets im Kreis auf einem Tisch und benutzten ein auf den Kopf gestelltes Glas, das von den vorhandenen spiritistischen Kräften kontrolliert und zum Anzeigen der Buchstaben verwendet werden sollte. Die Ergebnisse der Seance waren nicht schlüssig — obwohl die Lichter im Verlaufe des Abends einmal, anscheinend ohne Grund, ausgingen. Innerhalb von zwei Tagen nach der Seance begannen jedoch ernstliche Störungen.

Es fing damit an, daß nachts sporadisch ein Poltern und Klopfen zu hören war und Lichter an- und abgeschaltet wurden. Dann konnten einige der Künstler, die im Zentrum wohnten, nicht mehr schlafen; sie wurden von einem Glockenläuten wachgehalten, obwohl es in der Nachbarschaft keine Glocken gab. Darauf folgten heftigere Aktivitäten. Schwere Möbelstücke in verschlossenen Zimmern wurden umgestürzt aufgefunden, ein massiver Stuhl aus Eichenholz wurde in den Fugen auseinandergerissen und ein weiterer kräftiger Stuhl in Stücke geschmettert.

Einige Wochen lang herrschte Frieden, dann begannen die Vorfälle von neuem. Diesmal wurde Porzellan durch die Luft geworfen und zerbrochen. Große Wandflächen wurden mit Leim bedeckt und mehrere Gemälde zerfetzt.

Gegen Ende 1970 spielten sich die seltsamsten Ereignisse ab. Sie folgten dem Exorzismusversuch eines Dubliner Priesters.

Damals waren Mr. und Mrs. O'Brien noch mit Umbauten beschäftigt und hatten keinen Eisschrank installiert. Deshalb benutzte der Milchmann eine natürliche »Kühlbox« in Form eines kalten Baches, der durch das Anwesen fließt. Er ließ die Milchflaschen in dem seichten Wasser stehen. Eines Morgens, als Mrs. O'Brien am Bach eine Flasche holen wollte, entdeckte sie, daß

alle Folienverschlüsse entfernt, die Milch in den Flaschen aber nicht ange-
rührt worden war. Das wiederholte sich mehrere Tage hintereinander.

Zuerst nahmen die O'Briens an, daß Vögel die Deckel abpickten, obwohl
nie eine Spur der Folien zu finden war. Um diese Plage zu vermeiden, baute
Mr. O'Brien auf dem Bachbett eine vierseitige Box aus schweren Steinen,
bedeckte sie mit einer massiven Schieferplatte und instruierte den Milch-
mann, die Flaschen dorthinein zu stellen. Doch die Deckel verschwanden
auch weiterhin.

Zum Ausgleich erschienen andere Gegenstände innerhalb des Hauses. Die
zahlreichen Vorfälle veranlaßten die O'Briens natürlich, alle Türen und Fen-
ster abzuschließen, bevor sie sich schlafen legten. Trotzdem begannen Mützen
und Hüte überall im Haus zu erscheinen. Unter ihnen waren Melonen und
Zylinder, gestrickte Kindermützen mit Wolltrödeln sowie Sonnenhüte aus
Stroh für Damen und Herren. Das Prachtstück der Sammlung war eine Da-
menmütze aus Leinen mit Zugbändern; sie entsprach dem Stil des 19. Jahr-
hunderts, wirkte aber neu.

Diese absonderlichen Aktivitäten hörten plötzlich am Ende des Jahres
1970 auf. Obwohl gelegentlich immer noch von Klopf- und Schrittgeräuschen
berichtet wird, hat das Kunstzentrum von Killakee ein relativ ruhiges Leben
begonnen. Es wurde zwar auf der Höhe der Aktivitäten untersucht, doch nur
innerhalb der Beschränkungen eines Fernsehprogrammes über die seltsamen
Ereignisse. Es ist schade, daß in Killakee keine gründlichen wissenschaftli-
chen Forschungen angestellt wurden, denn hier lag zweifellos einer der faszini-
renden Poltergeist-Fälle vor.



Der Schreiende Schädel von Bettiscombe Manor, den man lange für den Überrest eines
im 18. Jahrhundert nach England gebrachten westindischen Sklaven hielt, ist hier unter
einem Porträt von John Pinney abgebildet, dem Landbesitzer, mit dem der Sklave nach
Bettiscombe kam. Der Schädel schreit angeblich, wenn er aus seinem Heim entfernt wird
— ein Kennzeichen, das er mit anderen ähnlichen Erbstücken sowohl in Großbritannien
als auch in den Vereinigten Staaten teilt.



Dieses Porträt des dritten Grafen von Strathmore und seiner Familie hängt im Salon von Glamis. Der kleine, etwas mißgestaltete Junge auf dem Bild beflügelte die Legende, daß das Geheimnis von Glamis ein den Bowes-Lyons geborenes und im Schloß verstecktes »Ungeheuer« sei.



Sawston Hall in Cambridgeshire wird angeblich von der Königin heimgesucht, die wegen ihrer Verfolgung der Protestanten im 16. Jahrhundert »Bloody Mary« genannt wurde. Wenn aber Mary tatsächlich in Sawston auftaucht, dann in guter Absicht, denn der Eigentümer gewährte ihr Schutz, als sie sich, bevor sie Königin wurde, in Gefahr befand.



Ein weiterer Schädel, der sich nicht bestatten läßt, befindet sich in Chilton Cantelo in Somerset. Er gehörte einst Theophilus Broome, der kurz vor seinem Tode im Jahre 1670 bat, ihn in dem Bauernhaus aufzubewahren, in dem er noch heute zu sehen ist. Versuchen, ihn zu bestatten, folgten — gemäß der Inschrift auf Theophilus Brommes Grabstein — »gräßliche Laute, die trauriges Mißfallen verkündeten«.

DIE JÄGER KOMMEN

In dem südfranzösischen Städtchen Alais und seiner Umgebung verbreitete sich im Jahre 1323 kurz vor Weihnachten ein seltsames Gerücht. Ein Kaufmann namens Guy de Torno war kurz zuvor gestorben und sollte zurückgekehrt sein, um seine Frau als körperlose Stimme heimzusuchen. Die Nachricht von dem Spuk wurde schnell weitergetragen und erreichte innerhalb weniger Tage Papst Johannes XXIII., der im sechzig Kilometer entfernten Avignon residierte. (Es war die Zeit der Kirchenspaltung, in der es einen Papst in Rom und einen in Avignon gab.) Der Papst beschloß, Nachforschungen anstellen zu lassen. Glücklicherweise konnte er Bruder Jean Goby heranziehen, den Abt eines Benediktinerklosters in Südfrankreich, der, wie man sagte, mit übersinnlichen Phänomenen fertigzuwerden wußte. Bruder Jean wurde nach Avignon gerufen und erhielt vom Papst den Auftrag, eine Untersuchung durchzuführen und einen Bericht vorzulegen. Dieser Bericht, der später in den offiziellen *Annales ecclesiastici* abgedruckt wurde, ist auch heute noch ein eindrucksvolles Dokument in der Geschichte der spiritistischen Forschung.

Bruder Jean verlor keine Zeit. Schon am Weihnachtstag suchte er, begleitet von drei Benediktinern und etwa hundert der angesehensten Bürger der Stadt, die Witwe auf und begann mit den Nachforschungen. Zunächst durchsuchte er das Haus und die Gärten gründlich. Dann ließ er das Anwesen von seinen Freiwilligen umstellen, die nach unbefugten Personen Ausschau halten sollten. Bruder Jean, die drei anderen Benediktiner und eine »würdige, alte Frau« postierten sich im Schlafzimmer. Es war der Raum, in dem der Geist am häufigsten auftrat; er konzentrierte sich vor allem auf das Bett. Die Witwe legte sich auf das Bett, und die alte Frau ließ sich neben ihr nieder, um einem möglichen Betrug auf die Spur zu kommen. Die vier Benediktiner setzten sich auf den Rand dieses geräumigen Möbelstücks, offenbar, um die Damen vor der Böswilligkeit der Geisterwelt zu schützen.

Damit begann die Wache. Die Mönche rezitierten den Totengottesdienst in dem stillen Zimmer und vernahmen über sich bald ein Geräusch, das wie das Fegen mit einem steifen Besen klang. Der Laut näherte sich dem Bett, und die Frau schrie vor Angst auf. Einer der Mönche bat sie, den Geist zu fragen, ob er wirklich ihr Gatte sei. Eine dünne Stimme versicherte ihnen: »Ja, ich bin es.«

An dieser Stelle wurden einige der Männer, die vor dem Schlafzimmer standen, von Neugier überwältigt und traten aufgeregt ein. Bruder Jean stellte die Ordnung nach einiger Zeit wieder her und verteilte die Männer in einem Kreis um das Bett herum. Dann nahm er das Verhör wieder auf. Der Geist



Ein angeblich mit einem Spuk behaftetes Bett aus dem 16. Jahrhundert wird in einem Museum in Westlondon von Harry Price (rechts) und Dr. C. E. M. Joad auf übernatürliche Effekte hin getestet. Joad war der frühere Leiter des Seminars für Philosophie und Psychologie am Birkbeck College der Universität von London. Der Test fand in der Nacht des 15. September 1932 statt; laut Dr. Joad ereignete sich nichts außer einem Streit zwischen drei Zeitungsphotographen darüber, wer die Bildexklusivrechte hatte. Die Aufnahmen wurden automatisch gemacht, ohne daß jemand im Zimmer war. Gegen Morgen bemerkten die Geisterjäger, daß die Glockenschnur über dem Bett hin und her schwang — wofür Price nach einer ereignislosen Nacht dankbar war —, doch sie fanden bald heraus, daß eine Eisenbahnstrecke unter dem Museum hindurchführte und sich die Schnur immer dann bewegte, wenn ein Zug vorbeifuhr.



Eine römische Pyxis, das heißt ein Hostienbehälter, aus dem sechsten Jahrhundert. Bruder Jean Goby trug eine von ihnen bei sich, als er dem Geist von Alais nachspürte; der Geist entdeckte sie sofort unter dem Gewand des Priors. Zu einer Zeit, in der die Kirche alle übernatürlichen Wesen als Boten des Teufels verdächtigte, näherte sich Bruder Jean dem Fall mit bemerkenswerter Nüchternheit. Sein Bericht an Papst Johannes XXII. ist ein klassisches Beispiel in der Geschichte der parapsychologischen Forschung.

wurde der Reihe nach von jedem der Mönche befragt und bekräftigte, daß er kein Abgesandter des Teufels sei — die übliche Annahme in jenen Tagen —, sondern der an die Erde gebundene Geist von Guy de Torno; er sei dazu verdammt, wegen der Sünden, die er hier begangen hatte, in seinem früheren Heim umzugehen. Er hoffe, in den Himmel aufgenommen zu werden, wenn er das Fegefeuer hinter sich gelassen habe. Er fügte hinzu, daß es sich bei der Sünde, für die er bestraft werde, um Ehebruch handele. Dieses Eingeständnis machte der Geist, als er merkte, daß Bruder Jean in seinem Gewand eine Pyxis verborgen hatte, das heißt einen silbernen Hostienbehälter. Ehebruch wurde im Mittelalter als schwere Sünde betrachtet; wer sie begangen hatte, durfte nicht an der Messe teilnehmen. Die Gegenwart der Hostie — von der nur Bruder Jean wußte — rührte vermutlich das Gewissen des Geistes. Nach dieser Mitteilung stieß der Geist einen langen Seufzer aus und verschwand. Wenig später reisten Bruder Jean und seine Begleiter ab, und sein Bericht traf bald in Avignon ein.

Die Untersuchung ist deshalb noch heute von Interesse, weil sie besonders gründlich durchgeführt wurde. Im Gegensatz zu vielen früheren Erforschern spiritistischer Vorgänge — vor allem den Hexen-, Werwolf- und Vampirjägern — ging Bruder Jean offenbar nicht von der Voraussetzung aus, daß etwas Übersinnliches vorliegen müsse. Die Tatsache, daß er das Haus durchsuchte und Posten aufstellte, zeigt, daß er mit der Möglichkeit rechnete, von einer lebenden Person getäuscht zu werden. Er sicherte sich gegen potentielle Betrugsvorwürfe ab, indem er eine große Zahl der angesehensten Einwohner heranzog, von denen einige während des größten Teils der Séance im Zimmer weilten. Zum Glück war Bruder Jean nicht befohlen worden, etwas gegen den Geist zu unternehmen, so daß er sich dem Phänomen verhältnismäßig objektiv nähern konnte.

Bedeutsam war vor allem, daß der Geist Bruder Jeans Pyxis entdeckte. Obwohl man bei derartigen Untersuchungen fast dazu verpflichtet war, die Hostie als Schutz gegen böse Geister einzusetzen, hatte er niemandem erzählt, daß er sie bei sich hatte. Sie hätte im Besitz eines der anderen Mönche sein können, doch der Geist wußte sofort, wo sie war.

Natürlich ließ die Untersuchung mehrere Fragen offen. Das Seufzen ist weniger bemerkenswert, wenn man sich daran erinnert, daß der düstere Mistral im Winter fast ständig über Südfrankreich hinweggeht. Die Annahme, daß die Witwe die Stimme bewußt oder unbewußt durch Bauchrednerei geschaffen haben könnte, ist nicht von der Hand zu weisen — besonders wenn sie ihren Gatten der Untreue verdächtigte und sich rächen wollte. Ein bewußter Betrug ist jedoch nicht wahrscheinlich, da man in jenen Tagen die Anklage der Hexerei und den Tod auf dem Scheiterhaufen riskierte, wenn man mit Geistern Verbindung aufnahm. Dieses Risiko und die Tatsache, daß die Untersuchung von der Witwe bereitwillig unterstützt wurde, lassen vermuten, daß sie keine absichtliche Täuschung vorhatte. Die Annalen der modernen Parapsychologie sind voll von Beispielen, bei denen die vermeintlichen Opfer

von Poltergeistern und anderen übernatürlichen Störungen die Phänomene unbewußt hervorriefen. Im Jahre 1323 war eine solche Möglichkeit jedoch kaum vorstellbar, während die Geister der Toten nicht nur vorstellbar waren, sondern auch als real akzeptiert wurden.

Ein schwacher Punkt der Untersuchung besteht darin, daß sie so schnell abgeschlossen wurde. Der ersten Begegnung mit dem Geist scheint keine zweite gefolgt zu sein. Auch versuchte man nicht, in Privatgesprächen mit den Dienern eine unabhängige Bestätigung des Spuks oder der Geschehnisse im Haushalt zu Lebzeiten Guy de Tornos zu bekommen.

Trotzdem ist erstaunlich, mit welcher Klarheit und Unvoreingenommenheit Bruder Jean in seinem Bericht die Vorgänge darlegt, deren Zeuge er und die anderen Forscher waren. Viele Jahre sollten vergehen, bevor die Methoden von Bruder Jean in der Erforschung des Übersinnlichen übertroffen wurden.

Den wohl größten Antrieb in der Entwicklung dieser Forschung lieferte die spiritistische Bewegung. Kurz vor 1850 begannen zwei junge Mädchen, Margaret und Kate Fox, in dem Städtchen Hydesville bei New York, mit einem unsichtbaren Wesen in ihrem Haus Kontakt aufzunehmen. Der Geist beantwortete ihre Fragen, indem er in einem einfachen Kode Pochgeräusche machte. Bald darauf praktizierten die Mädchen als Medien, um es anderen Geistern zu ermöglichen, mit den Lebenden zu kommunizieren. Auch andere Menschen entdeckten, daß sie über mediale Begabung verfügten. Innerhalb weniger Jahre war es für manche zum Zeitvertreib und für andere zu einer Religion geworden, Geister anzurufen.

Kurz nach seiner Gründung erweckte der Spiritismus die Aufmerksamkeit einiger prominenter Wissenschaftler, die verschiedene Experimente durchführten, um die Echtheit von unerklärlichen fliegenden Trompeten, körperlosen Stimmen und materialisierten Geistern zu testen. Das wissenschaftliche Interesse an den Phänomenen des Seancezimmers erstreckte sich natürlich auch auf Erscheinungen und Spukgestalten, die eine lange Geschichte hatten. Die Universität von Oxford besaß ebenso wie die von Cambridge eine »Geistergesellschaft«, die damit beschäftigt war, Berichte über Geister und andere übernatürliche Vorgänge zu sammeln und zu prüfen. Bald war deutlich geworden, daß das Übersinnliche gründlicher und systematischer studiert werden mußte. Deshalb luden die Mitglieder der Gesellschaft von Cambridge im Jahre 1882 andere Interessierte ein, sich mit ihnen zu einer Gesellschaft für Parapsychologische Forschung zusammenzuschließen.

Die Gesellschaft für Parapsychologische Forschung hat ihr Hauptquartier in London (in New York gibt es eine ähnliche Organisation); von Anfang an erforschte sie alle Arten okkultur Phänomene – darunter Telepathie, Vorahnungen und Geister –, und zwar mit großer Objektivität. Ein großer Teil ihrer Arbeit bestand darin, Material über Erscheinungen und Spukgestalten zu sammeln; den Grundstock legte der im Jahre 1889 durchgeführte Zensus der Halluzinationen. Er erbrachte Hunderte von Berichten über Erscheinungen, die dann von den Mitgliedern der Gesellschaft überprüft und ausgewer-



Amateurgeisterjäger strömen an jedem 17. März zur Ferry Boat Inn im ostenglischen Flachland. In dieser Nacht soll der Geist eines Mädchens, das sich vor etwa 900 Jahren aufhängte, weil seine Liebe unerwidert blieb, aus seinem Grabstein aufstehen, der in den Fußboden der Gaststätte eingebettet ist, und auf den Fluß zutreiben. Die Tradition setzt sich fort, obwohl kein lebender Zeuge den Geist des unglücklichen Mädchens gesehen hat.



Harry Price, der britische Parapsychologe, starb im Jahre 1948. Price war eine umstrittene Gestalt; er liebte Publizität und führte die berühmteste Geisterjagd der Gegenwart durch, die Untersuchung der Pfarrei von Borley im englischen Suffolk.



Harry Price schaut zu, während die fragmentarischen menschlichen Überreste, die im Keller von Borley gefunden wurden, von neuem in geweihter Erde begraben werden. Ein Forscher vertrat die Auffassung, daß die Nonne Französin gewesen und mit ihrem Liebhaber nach England geflüchtet sei.



Dieser Kieferknochen, der einer jungen Frau gehört haben soll, wurde im Keller von Borley ausgegraben. Vielleicht handelt es sich um den Knochen der Nonne, deren Geist in der Pfarrei umgeht.

tet wurden. Die Gesellschaft hat ihre Beschäftigung mit Fällen von einmaligen und ständigen Erscheinungen über die Jahre hinweg fortgesetzt.

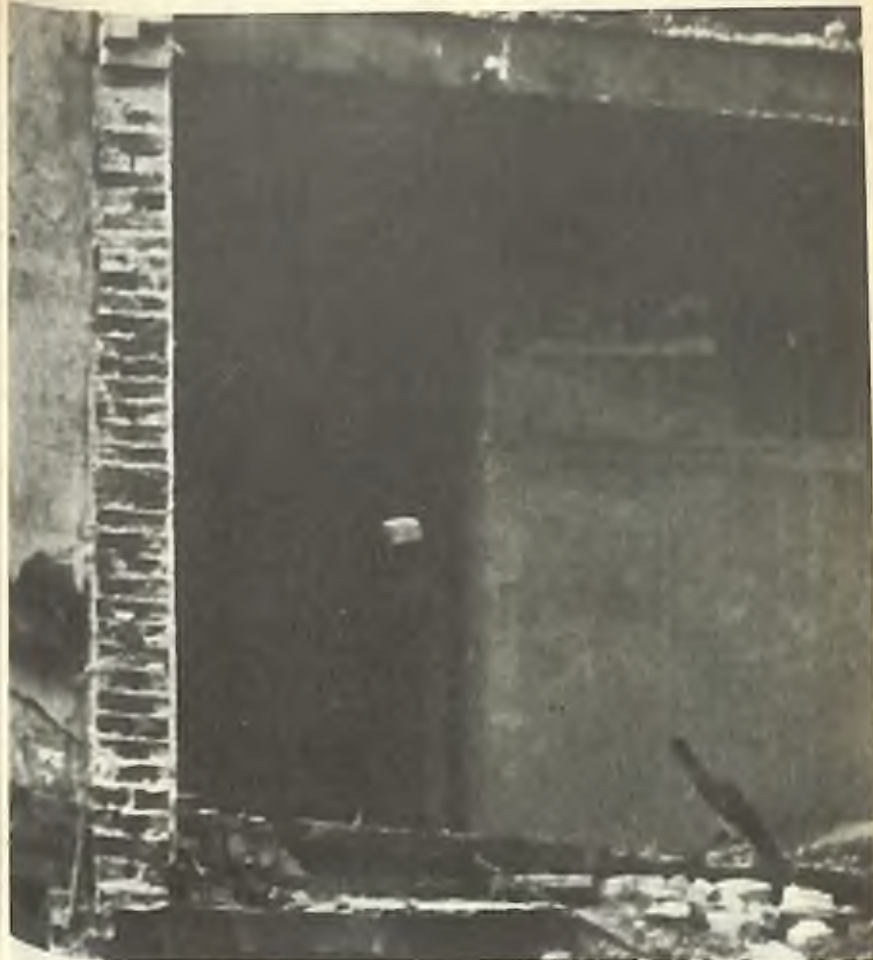
Der bekannteste Geisterjäger war wahrscheinlich Harry Price. Bei seiner vierzig Jahre währenden Arbeit – er starb 1948 – widerlegte dieser unermüdliche Forscher viele Geistergeschichten und brachte andere in die Schlagzeilen der Presse. Er benutzte ausgeklügelte Apparate, die er zum Teil selbst konstruiert hatte, und entlarvte manches betrügerische Medium. Doch er entdeckte und publizierte auch die offenbar echten Talente anderer. Er gründete das Nationale Laboratorium für Parapsychologische Forschung, das jetzt zur Universität von London gehört, und schrieb ausführlich über seine Ausflüge in das Reich des Übersinnlichen. Den berühmtesten und umstrittensten seiner Fälle stellt jener der Pfarrei von Borley dar.

Die Pfarrei von Borley ist ein großes und besonders düsteres Gebäude in Suffolk, das in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts von Reverend Henry Bull gebaut wurde. Wie in jedem großen und finsternen Haus, das etwas auf sich hält, spukte es darin. Das am häufigsten beobachtete Phantom war eine Nonne, die Lieblingsgestalt der englischen Gespenstergeschichten. Neben der Nonne gab es die übliche Geisterkutsche mit Pferden und Kutscher. Der Legende zufolge hatte die Nonne versucht, mit dem Kutscher durchzubrennen, war gefaßt und dann lebendig in dem Kloster eingemauert worden, das einst in der Nähe der Pfarrei gestanden hatte. Als Price im Jahre 1929 eintraf, erschien auch der Geist von Reverend Bull, der die alte graue Bettjacke trug, in der er gestorben war.

Die neuen Bewohner, Reverend Smith und seine Frau, fühlten sich weniger durch die Phantome als durch Poltergeistaktivitäten belästigt. Manchmal läutete zum Beispiel die Klingel an der Vordertür zu nächtlicher Stunde während eines heftigen Sturmes, ohne daß jemand draußen stand. Glocken erklangen in leeren Räumen, Schlüssel wurden aus den Schlössern gestoßen, Kieselsteine flogen durch die Luft und rollten die Treppen hinab. Die Smiths berichteten einem Zeitungsreporter davon und luden auf dessen Anregung hin Price zu Nachforschungen ein.

Während seines dreitägigen Aufenthalts bei den Smiths untersuchte Harry Price das Haus gründlich, wobei er sich auf das Klingelsystem konzentrierte, ohne etwas Verdächtiges zu finden. Er selbst wurde Zeuge einiger der Phänomene, sah die Nonne im Garten und hielt eine Seance ab, bei der irgendein Wesen, das sich als Geist von Reverend Henry Bull ausgab, verschiedene Mitteilungen machte, indem es in einem einfachen, von Price vorgeschlagenen Kode – ein Klopfgeräusch für »Ja«, zwei für »Nein« – an die Rückseite eines Spiegels pochte.

Die Vorfälle setzten sich nach dem Besuch von Price fort, und die Smiths zogen eine Woche später aus Borley aus. Ihnen folgte ungefähr ein Jahr später Reverend Foyster, ein älterer Mann mit einer jungen, hübschen Frau. Nun brach der Poltergeist in Raserei aus. Objekte sausten durch die Luft, Türen wurden abgeschlossen und Möbelstücke umgeworfen. Marianne Foy-



Dieses Bild eines fliegenden Ziegelsteins wurde im Jahre 1944 aufgenommen, während Borley von einem Feuer zerstört wurde. Der Photograph entdeckte den Stein erst, als er das Bild entwickelte. In der Pfarrei kam es häufig zu Poltergeistaktivitäten.



Bei der Geisterjagd in Borley wird nach einem Tunnel gegraben. Im Jahre 1955 kamen Forscher in die Pfarrei von Borley, um die Phänomene zu untersuchen und – wenn möglich – den Tunnel zwischen der Kirche und der Pfarrei zu finden, der in mehreren Geschichten über die spukende Nonne erwähnt wird.

Ein Hund, mit dessen Hilfe man Anhaltspunkte zu finden hofft, wird zu der Stelle gebracht, an der die Nonne umgehen soll.



Die Temperatur einer »kalten Stelle« wird bei der angeblichen Spukstätte der Nonne gemessen. Das Haus war ungewöhnlich kalt – sogar für ein großes englisches Gebäude ohne Zentralheizung. An einem Tag im Hochsommer betrug die Temperatur im Haus, wie Harry Price feststellte, nur 9° C.



ster stand im Mittelpunkt vieler Aktivitäten. Sie wurde gelegentlich geschlagen, aus dem Bett geworfen und in ihrem Zimmer eingeschlossen. Einmal wurde sie fast von einer Matratze erstickt. An sie gerichtete Botschaften erschienen in fast unleserlichem Gekritzel an den Wänden. Der Schreiber schien darum zu bitten, daß sie für ihn beten möge.

Reverend Foyster legte ein Verzeichnis der Ereignisse an und lud Price zu Nachforschungen nach Borley ein. Mit zwei Mitarbeitern seines Laboratoriums fuhr Price noch einmal dorthin.

Er war zwar von diesen neuen Geschehnissen in Borley beeindruckt, vermutete aber bald, daß Marianne Foyster für viele von ihnen verantwortlich war. Price bemerkte, daß die meisten Störungen sich abspielten, wenn sie nicht zu sehen war, oder ihr selbst ohne Zeugen zustießen. Ob sie sie unbewußt oder durch Betrug verursachte, konnte nie geklärt werden.

Nach zwei Jahren hörten die Vorfälle auf, und die Foysters verbrachten drei ruhige Jahre in dem Haus, bevor sie die Gemeinde 1935 verließen. Der neue Pfarrer von Borley, der offenbar mögliche Störungen vermeiden wollte, beschloß, woanders zu wohnen. Da das Haus nun leer stand, konnte Price seinen Ehrgeiz stillen und es gründlich erforschen. Er mietete es für ein Jahr und annanzierte in der *Times*, um freiwillige Helfer zu finden.

Begleitet von 48 ausgewählten Laien, kehrte Price nach Borley zurück. Während der nächsten zwölf Monate führte er eine Serie unbefriedigender Experimente und Beobachtungen durch. Sie waren deshalb unbefriedigend, weil keiner der Teilnehmer außer Price Erfahrung hatte, weil alle – Price vermutlich eingeschlossen – zu unnatürlicher Aufnahmefähigkeit angeregt waren und vor allem deshalb, weil kaum etwas geschah. Alles, was sich tatsächlich ereignete, wurde übersinnlichen Kräften zugeschrieben.

Nachdem Price und seine Leute ausgezogen waren, stand die Pfarrei ein Jahr lang leer. 1939 brannte sie durch einen Unfall ab. Im folgenden Jahr veröffentlichte Price sein Buch *The Most Haunted House in England (Das Haus mit den meisten Geistern in England)*, einen Bericht der verschiedenen Ereignisse in Borley.

Ein weiteres Kapitel wurde der Sage von der Pfarrei von Borley durch Dr. Pythian-Adams hinzugefügt, den Domherrn der Kathedrale von Carlisle, der eine lange, gelehrte Abhandlung schrieb und behauptete, daß die Geistertätigkeit tatsächlich von einer Nonne verursacht worden sei, jedoch nicht von der englischen Nonne der Legenden. Er schrieb, daß es eine französische Nonne namens Marie Lairre gewesen sei, die mit ihrem Liebhaber nach England durchbrannte. Dort sei sie von ihrem Liebhaber ermordet und im Keller eines Hauses begraben worden, das an dieser Stelle stand, bevor die Pfarrei von Borley gebaut wurde. Price nahm das Argument dankbar auf und erzählte in seinem zweiten Buch zu diesem Thema, *The End of Borley Rectory (Das Ende der Pfarrei von Borley, 1946)*, daß man in den Ruinen von Borley menschliche Überreste ausgegraben habe, die vermutlich von der ermordeten Marie Lairre stammten.

Obwohl Price als der sorgfältigste Geisterjäger der Welt gefeiert wurde, gab es doch eine Anzahl Zweifler, die seinen Methoden und seinen Hang zur Publizität kritisch gegenüberstanden. Nach seinem Tod im Jahre 1948 begannen einige von ihnen, den Fall von Borley aufs Korn zu nehmen. Ein Reporter der *Daily Mail* beschrieb, wie er Price während der Untersuchungen von 1929 bei der Manipulation von Phänomenen ertappt hatte. Seine Geschichte veranlaßte Mrs. Smith, die Frau des früheren Pfarrers, zu der Aussage, daß das Haus von niemandem – außer Ratten – heimgesucht werde.

Ein Buch mit dem Titel *The Haunting of Borley Rectory (Der Spuk in der Pfarrei von Borley, 1956)* brachte erster zu nehmende Kritik vor; es war von E. J. Dingwall, K. M. Goldney und Trevor Hall, drei Mitgliedern der Gesellschaft für Parapsychologische Forschung, geschrieben worden. Die Autoren nahmen Price' Material genau unter die Lupe und widerlegten es zum größten Teil. Sie verglichen die Aufzeichnungen von Price mit seinen Publikationen und wiesen nach, daß er manche Tatsachen zurückgehalten und andere übertrieben hatte, um eine bessere Geschichte zu erhalten. Sie brachten akustische Daten über die Pfarrei ins Spiel, die andeuteten, daß die meisten der hörbaren Phänomene natürliche Ursachen hatten. Außerdem unterstrichen sie, daß Marianne Foyster wahrscheinlich mit den Poltergeistaktivitäten zu tun gehabt hatte (es war bekannt, daß sie die Pfarrei gehaßt hatte und umziehen wollte). Als die Verfasser das gesamte Material überprüft hatten, blieben der Ruf Borleys als »des Hauses mit den meisten Geistern in England« und Price' Reputation als Geisterjäger auf der Strecke. Seitdem haben sich andere Forscher mit dem Fall beschäftigt und unterschiedliche Meinungen dazu vorgebracht. Noch heute handelt es sich um eine der am häufigsten diskutierten Geistergeschichten.

Da Price' Reputation durch die Kontroverse über Borley angeschlagen war, neigte man dazu, seine wertvollen technischen Beiträge zur modernen Geisterjagd außer acht zu lassen. Er war ein geschickter Mechaniker und erdachte verschiedene Apparate und Methoden, mit deren Hilfe natürliche Ursachen ausgeschlossen werden konnten. Peter Underwood, Präsident und Vorsitzender des British Ghost Club, berichtet in seinem Buch *Haunted London (etwa: Die Gespenster von London)*, wie solche Techniken heute angewendet werden.

Er erzählt, daß Reverend R. W. Hardy und seine Frau – ein kanadisches Ehepaar, welches in London im Jahre 1966 Urlaub machte – das historische Queen's House in Greenwich besuchten, das für die Frau von König Karl I. gebaut worden war. Reverend Hardy photographierte die elegante Tulpen-treppe. Nach Kanada zurückgekehrt, ließ er den Film entwickeln und sah zu seiner Verwunderung eine verhüllte, aber deutliche Gestalt, die sich mit der Hand am Geländer festhielt, auf der Treppe stehen.

Als der Ghost Club davon erfuhr, begann er sofort, die Geschichte und die Photographie sorgfältig zu überprüfen. Das Bild wurde der Firma Kodak vorgelegt, deren Experten bestätigten, daß der Film nicht manipuliert worden



Harry Price' Ausrüstung für die Geisterjagd. Dazu gehörten: eine Film- und eine Photokamera, ein stählernes Meßband, Zeichenmaterial, eine Taschenlampe, ein tragbares Telefon für die Verbindung mit einem Assistenten und ein Erste-Hilfe-Kasten, der auch eine Flasche Brandy enthielt, falls jemand ohnmächtig wurde.

Der Geisterjäger L. Sewell — bei der Untersuchung von Borley im Jahre 1955 — in dem Tunnel, den seine Mitarbeiter entdeckt haben. Die Steine deuten darauf hin, daß der Tunnel zur Tudorzeit gebaut wurde. Harry Price glaubte an die Existenz eines solchen Tunnels, durch den die Nonne und ihr Liebhaber (in einer Version der Geschichte) zu flüchten versuchten. Die Entdeckung des Tunnels ließ vermuten, daß hier vor der Pfarrei ein anderes Gebäude gestanden hatte, vielleicht ein Nonnenkloster.



war. Offizielle Vertreter des Queen's House unterstützten Hardys Behauptung, daß niemand auf der Treppe gewesen sein könnte, da sie durch ein Seil vom Saal getrennt sei und die Öffentlichkeit keinen Zutritt zu ihr habe.

Daraufhin arrangierte man, daß mehrere Klubmitglieder, begleitet von dem Chefphotographen des Museums und zwei Wärtern, eine Nacht im Saal des Queen's House verbringen konnten. Der offizielle Photograph machte in regelmäßigen Abständen Aufnahmen, von denen keine nach ihrer Entwicklung eine Geistergestalt zeigte. Zur gleichen Zeit liefen eine Filmkamera mit Spezialfiltern und einem Infrarotfilm sowie ein Tonbandgerät. Mit Hilfe von Thermometern versuchte man, ungewöhnliche Temperaturschwankungen zu entdecken. Empfindliche Instrumente sollten Zugluft und Vibrationen anzeigen, und das Geländer wurde mit Vaseline eingerieben und später nach Fingerabdrücken abgesehen. Auf der Treppe selbst hielten sich Forscher auf.

Trotz dieser wissenschaftlichen Prozedur — und Séance-Versuchen — erbrachte die Arbeit dieser Nacht wenig, obwohl Mitglieder der Gruppe berichteten, Geräusche gehört zu haben, die »nie zufriedenstellend erklärt« wurden. Der Zeitfaktor mag eine Rolle spielen, denn manche Spukgestalten treten nur zu bestimmten Stunden auf. Die Figur auf Hardys Photo mag nur tagsüber erschienen sein.

Dieser Fall zeigt beispielhaft, welchem entscheidenden Problem der Geisterjäger gegenübersteht: Oftmals taucht der Geist gar nicht auf. Meistens besteht der Beitrag des Ermittlers darin, eine natürliche Ursache für das Phänomen zu entdecken. In seinem Buch *Ghost Hunting (Geisterjagd)* beschreibt Andrew Green ein geheimnisvolles »pfeifendes Stöhnen«, das auf einer Lichtung zu hören war und von Zeltenden einem Geist zugeschrieben wurde. In der Nähe des Campingplatzes war eine kleine, mit Abfällen gefüllte Mulde, hinter der sich ein Tal anschloß. Ein professioneller Geisterjäger, der am Schauplatz eintraf, überprüfte zunächst, zu welchen Zeiten das Geräusch zu hören war, und ermittelte dann die Windstärke und -richtung in einem örtlichen meteorologischen Amt. Er stellte bald fest, daß das Stöhnen vom Wind hervorgerufen wurde, der aus dem Tal in die Abfallgrube und durch zwei alte Metallzylinder blies (nach diesem Prinzip funktionieren Orgeln). Wenn die Zylinder seitwärts gedreht wurden, das heißt horizontal zur Windrichtung, hörte das Stöhnen auf.

Gespensische Geräusche in alten Häusern sind oft auf knarrende Balken, Durchzug in einer abgetrennten Passage oder einfach auf Mäuse zurückzuführen. Ein ernsthafter Geisterjäger muß das Gebäude gründlich durchsuchen, die Dicke der Wände messen und sie auf hohle Stellen hin abklopfen, Türen mit einem Klebestreifen verschließen und Fäden über Gänge spannen, um herauszufinden, ob es sich bei dem vermeintlichen Phantom um einen lebenden Menschen handelt. Er hat nach optischen Illusionen und anderen sichtbaren oder hörbaren Effekten Ausschau zu halten, die den Eindruck einer geisterhaften Tätigkeit erwecken könnten.

Dazu muß er ein taktvoller und geschickter Gesprächspartner sein, die



Ein Porträt von Lady Elisabeth Hoby, die in Bisham Priory, einem Anwesen der Tudor-Zeit, umgehen soll. Legenden zufolge soll Lady Hoby für den Tod ihres Sohnes verantwortlich sein. Eine Geschichte besagt, daß sie über seine mangelnde Lernfähigkeit in Wut geriet und ihm einen so schweren Schlag versetzte, daß er daran starb; einer anderen Version zufolge schloß sie ihn in einen winzigen Raum ein, wo er seine Aufgaben beenden sollte, wurde jedoch von Königin Elisabeth nach London gerufen und kehrte einige Tage später zurück, um ihn tot vorzufinden. Ihr Geist wurde dabei beobachtet, wie er durch das Haus wandelte und sich die Hände in einer Schüssel Wasser wusch, die vor ihm schwebte. Dieser symbolische Akt ist ein wenig zu malerisch, um glaubhaft zu sein, und läßt vermuten, daß das Bild von einem der Wahrnehmenden projiziert wurde.



Ein unabhängiger Parapsychologe, Benson Herbert, in seinem Labor. Er stellte Apparate zur Entdeckung psychischer Energie her, des Stoffes, aus dem Geister bestehen.

Eine Karikatur, die sich über die Leichtgläubigkeit der Bewohner von Hammersmith lustig macht.



Berichte verschiedener Zeugen über die Phänomene sammeln und sie auf Übereinstimmungen und Unterschiede hin vergleichen. Kurz gesagt, er leistet Detektivarbeit. Schließlich muß er darauf gefaßt sein, daß das Phantom oder die Stimme oder der Poltergeist nicht erscheinen, wenn er alle denkbaren natürlichen Ursachen eliminiert hat. Jetzt braucht der Forscher viel Geduld, muß immer wieder zum Schauplatz zurückkehren oder dort bleiben, bis die Phänomene wieder auftreten oder bis sie für immer aufgehört zu haben scheinen.

Einige Geisterjäger benutzen eine aktivere Methode. Sie gehen von der Annahme aus, daß ein echter Spuk von einer überlebenden Seele hervorgerufen werden könne, und versuchen, mit ihr Kontakt aufzunehmen. Manche Geisterjäger setzen ein Medium und ein Tonbandgerät ein. Das Medium, das im voraus nichts von der Geschichte des Spuks erfährt, wird zu dem Schauplatz gebracht, in Trance versetzt und nimmt mit dem Geist Verbindung auf. Es bemüht sich herauszufinden, aus welchem Grund der Geist umgeht. Zuweilen sind dafür mehrere Seancen nötig. Anscheinend trägt die Kommunikation mit verständnisvollen Menschen oft dazu bei, den Geist freizusetzen.

Offenbar ist es zuweilen gelungen, einen Geist durch Exorzismus von der Spukstätte zu vertreiben. Traditionsgemäß besteht der Hauptzweck des Exorzismus darin, Böses auszutreiben, obwohl Kirchenvertreter heute die Tatsache anerkennen, daß Menschen, die behaupten, von einem Dämon besessen zu sein, gewöhnlich geisteskrank sind und eher psychiatrische Hilfe als einen Exorzismus benötigen. Papst Urban VIII. legte im 17. Jahrhundert ein Ritual vor, mit dessen Hilfe Poltergeister gebannt werden sollten, und manche Geistliche vollführen noch heute Exorzismen, um einen Ort von einem Spuk zu befreien. Sie räumen die Möglichkeit ein — die von den meisten Parapsychologen abgelehnt wird —, daß die Erscheinung eines Toten irgendwie die überlebende Seele der Person enthält oder repräsentiert, so daß man mit geistlichen Mitteln mit ihr fertigwerden kann.

Reverend J. C. Neil-Smith aus Hampstead, einem eleganten Stadtteil Londons, hat Hunderte von Exorzismen durchgeführt. Zu seinen bizarrsten Fällen gehört jener, bei dem ausländische Hausmädchen von einem Geist verfolgt wurden. Eine Familie, die in einem großen, aus dem 19. Jahrhundert stammenden Haus wohnte, hatte Pech mit ihren Hausmädchen gehabt. Drei von ihnen hatten ihre Stellung nach wenigen Tagen aufgegeben und nur unverständliche Entschuldigungen gemurmelt. Schließlich erklärte eines der Mädchen, daß ein Geist sie nachts angegriffen habe. Halb belustigt und halb verzweifelt bat der Hausbesitzer Reverend Neil-Smith um Hilfe.

»Ich ging eines Tages gegen Mitternacht dorthin«, sagte Reverend Neil-Smith, »und betrat das Wohn-Schlafzimmer im Untergeschoß des Hauses, das von den Hausmädchen benutzt wurde und immer als Dienstbotenquartier verwendet worden war. Nachdem ich ein paar Gebete gesprochen hatte, erblickte ich die Gestalt eines jungen Mädchens in einem viktorianischen Kostüm; ich hatte drei Begleiter bei mir, die sie ebenfalls sahen oder ihre Gegen-



Ein Photo der Treppe von Queen's House in Greenwich, das von Reverend R. W. Hardy gemacht wurde, zeigt ein verhülltes Phantom.



Mary Sharman aus Leeds mit zweien ihrer Söhne. Die Familie wurde zwölf Jahre lang von einer Erscheinung und einem Poltergeist verfolgt.

Die Spuktreppe von Tamworth Castle in Staffordshire. Robert de Marmion, ein Freund Wilhelms des Eroberers, belegte das frühere Kloster mit Beschlag und ließ die Nonnen hinaussetzen. Marmion wurde vom Geist der Gründerin Editha auf den Kopf geschlagen, und sein Stöhnen, das man auf Band aufgenommen hat, hallt immer noch auf der Treppe wider.



wart spürten. Ich fragte, was sie wolle, und es stellte sich heraus, daß sie zu Lebzeiten lesbisch gewesen war und die Hausmädchen nachts überfiel. Ich betete, daß sie Ruhe finden möge, und trieb dann den Geist aus dem Gebäude aus. Danach gab es keine Störungen mehr.«

Mrs. Mary Sharmon aus Leeds in Yorkshire fiel es nicht so leicht, sich des Geistes zu entledigen, der sie und ihre Familie fast zwölf Jahre lang gequält hatte. Der Kummer der Familie, von dem die *Yorkshire Evening Post* im Juni 1974 berichtete, begann 1962, etwa ein Jahr, nachdem sie ein Haus in einer Siedlung des sozialen Wohnungsbaus bezogen hatte. Mary Sharmon, die sechs kleine Kinder hatte, lebte von ihrem ersten Mann getrennt.

Eines Abends sah sie, wie sich die Toilettentür öffnete. Einen Moment später »steckte jemand den Kopf hinter der Tür hervor. Dann kam eine ältere Frau heraus und stellt sich vor mich hin. Sie hatte weißes Haar mit eng gedrehten Locken, der Kopf war zur Seite geneigt, ein Auge geöffnet, und sie lächelte mich merkwürdig an. Dann fuchtelte sie mit ihrem Stock – einem weißen Stock – hin und her«.

Am nächsten Morgen erzählte Mrs. Sharmon einigen Nachbarn, was sie gesehen hatte. »Das ist die alte Mrs. Napier«, erfuhr sie. Mrs. Napier, die völlig blind gewesen war, hatte allein in dem Haus gelebt, bevor die Familie einzog. Sie war tot in der Toilette gefunden worden.

Nach der ersten Manifestation von Mrs. Napier begannen Poltergeistaktivitäten. Mary Sharmon und ihre Kinder beobachteten verschüchtert, wie sich Ornamente auf dem Kaminsims hin- und herbewegten, die Türen sich von allein öffneten und schlossen. Zuweilen hörten sie das Geräusch schleppender Schritte auf der Treppe. Manchmal zeigte sich der Geist von Mrs. Napier.

»Die Matratzen der Kinder wurden nachts angehoben und die Bettdecken in einem Haufen auf den Boden geworfen«, erzählte Mary Sharmon der *Evening Post*. »Ich glaubte, den Verstand zu verlieren... Die Kinder und ich wagten nicht, nachts nach oben zu gehen, und schliefen zusammen in einem Vorderzimmer im Erdgeschoß. Jede Nacht versperrten wir die Tür mit einem Schrank und Sesseln.«

Schließlich ging Mrs. Sharmon, eine Katholikin, in die Kirche und berichtete dem Gemeindegemeistlichen von den Vorfällen. Der Priester vollführte eine »Segnungszeremonie«, eine Kurzform des Exorzismus. Er segnete jedes Zimmer und besprenkelte es mit Weihwasser.

Trotz dieser Zeremonie setzten sich die Störungen fort. Meistens waren es die typischen Streiche eines Poltergeistes: Mäntel wurden nachts im Flur umhergeworfen, oder eine Rolle Linoleum wurde am Morgen aufgerollt vorgefunden. Doch eines Nachts geschah etwas Erschreckendes.

Die Kinder, die inzwischen oben schliefen, hatten es sich zur Gewohnheit gemacht, sich in den Schlaf zu singen. An diesem Abend hörte Mary Sharmon plötzlich, wie der Gesang jäh abbrach. Sie eilte mit ihren Brüdern, die sie gerade besuchten, nach oben in das Zimmer. Dort sah sie ihren zwölfjährigen Sohn Michael zwei Meter über dem Bett schweben, während die anderen



Erscheinung, ein Gemälde von Clairin, gibt das Element des Geheimnisvollen wieder, das Geister immer umgeben hat, obwohl nach Augenzeugenberichten nur wenige von ihnen in das klassische weiße Tuch gehüllt waren. Viele ernsthafte Forscher meinen, daß die Existenz von Erscheinungen oder Geistern zweifelsfrei bewiesen ist. Es gibt jedoch noch viele Unklarheiten über die Substanz aus der sie bestehen, und ihre spirituelle Beschaffenheit.



Exorzismen, uralte Riten zur Austreibung von Teufeln, werden heute oft an psychisch gestörten Personen praktiziert, die meinen, von einer bösen Kraft besessen zu sein. Sie werden gelegentlich auch eingesetzt, um ein Gebäude von einem Spuk zu befreien. Reverend J. C. Neil-Smith aus London vollführt einen Exorzismus.

Kinder ihn entsetzt anstarrten. Michaels Augen waren geöffnet, doch er befand sich in einem Zustand tiefen Schocks. Einer von Mrs. Sharmons Brüdern zog den Jungen herunter und versuchte, ihn zu beruhigen.

Mary Sharmon benachrichtigte die Polizei und einen Unfallwagen, der Michael ins Krankenhaus brachte. Die Polizisten blieben noch eine Weile, um alle zu besänftigen, aber einer von ihnen ging kurz danach hinaus, da er die unheimliche Atmosphäre nicht länger ertragen konnte.

Nachdem Michael im Krankenhaus gegen Schock behandelt worden war, schickte man ihn am folgenden Morgen nach Hause zurück. Die Levitation hat jedoch ein bleibendes Merkmal hinterlassen. Seit jener Nacht stottert er.

Mrs. Sharmon konsultierte den Familienarzt zu den Störungen, und er nahm Verbindung mit Bekannten auf, die sich mit spiritistischen Forschungen auskannten. Die drei Ermittler verbrachten drei Nächte in dem Haus. Ihre Folgerungen liegen nicht schriftlich vor, doch am dritten Morgen entschieden sie offenbar, daß es am günstigsten sei, wenn die Familie umzöge.

Es war keine große Überraschung – wenn man bedenkt, daß Poltergeister sich eher an Menschen als an einen bestimmten Ort klammern –, daß das Problem der Familie folgte. Weiterhin wurden Schritte gehört und Matratzen aus den Betten geworfen. Nach einer Weile begann ein weiteres Phantom umzugehen: der Geist von Mary Sharmons Mutter, die kurz zuvor gestorben war. Diese Erscheinung belästigte die Familie nicht, doch die Jahre währende Poltergeistaktivität wirkten sich auf ihre Nerven aus. Einmal bat Mrs. Sharmon einen weiteren Priester um Hilfe. Er blieb nur wenige Minuten und ging dann mit der Bemerkung hinaus: »Das ist böse.«

Was dieser »böse« Geist auch gewesen sein mochte, er ließ die Familie anscheinend aus den Klauen, nachdem sie Anfang 1974 wieder umgezogen war. Mrs. Sharmon, die wieder geheiratet hatte, teilte dem Reporter der *Evening Post* mit, daß sich in dem neuen Haus »keine Vorfälle«, die einem Poltergeist zuzuschreiben waren, abgespielt hatten.

Die Vielfalt der Phänomene, mit denen Mary Sharmon und ihre Familie zu tun hatten, und die verschiedenen Methoden, die sie benutzten, um mit ihnen fertigzuwerden, demonstrieren, wie komplex das Geisterproblem ist. Wenn der Fall gründlich erforscht worden wäre, hätte man vielleicht mehrere unterschiedliche Erklärungen benötigt, um all seine Aspekte zu erklären. Die Familie nahm an, daß die Poltergeistaktivität durch die Seele von Mrs. Napier verursacht wurde, aber nur wenige Parapsychologen würden das für plausibel halten. Es ist wahrscheinlicher, daß die Gegenwart mehrerer pubertierender Kinder für das Auftreten des Poltergeistes verantwortlich war. Die Tatsache, daß der Poltergeist sie in ein anderes, nie von Mrs. Napier betretenes Haus begleitete, unterstützt diese Vermutung. Die anderen Phänomene, das heißt die Erscheinung Mrs. Napiers und der Großmutter, könnten irgendwie durch die Familie selbst erzeugt worden sein. Es ist jedoch möglich, daß das Phantom von Mrs. Napier in gewissem Maße objektiv und real war, da die Nachbarn sie anhand von Mary Sharmons Beschreibung identifizieren konnten.

Das Erschrecken des zweiten Priesters vor etwas »Bösem« läßt im ersten Moment vermuten, daß sich ein übersinnliches Wesen an die Familie geklammert hatte. Andererseits ist denkbar, daß unterdrückte Konflikte innerhalb der Familie eine negative Kraft geschaffen hatten, auf die der Priester übersensibel reagierte. Möglich ist auch, daß die Reaktion des Priesters völlig subjektiv, von seiner eigenen Furcht ausgelöst war.

Der Geisterjäger muß viele dieser Möglichkeiten berücksichtigen, wenn er einen Spuk erforscht. Wenn er skeptisch ist, wird er viele Belege für die Theorie finden, daß Erscheinungen nur »in der Phantasie« existieren, oder sogar dafür, daß Poltergeister in Wirklichkeit Erdvibrationen sind. Zuweilen mag er jedoch einen Fall entdecken, bei dem andere Faktoren eine Rolle zu spielen scheinen. Ebenso wird der Forscher, der an überlebende Seelen glaubt, Hinweise darauf finden, daß Menschen manchmal ihre eigenen Phantome und Poltergeister schaffen. Jeder Spuk ist ein komplexes Phänomen. Wenn man alle verzeichneten Geister und Erscheinungen betrachtet, steht man vor einem der verblüffendsten Rätsel, an dessen Lösung sich die Wissenschaft je versucht hat.

EINER ERKLÄRUNG ENTGEGEN

Was geschieht wirklich, wenn jemand eine Erscheinung sieht? Wenn mehrere Menschen gleichzeitig dieselbe Erscheinung sehen? Wenn dieselbe Erscheinung wieder und wieder an derselben Stelle von verschiedenen Menschen beobachtet wird? Wenn eine Erscheinung in einem Spiegel reflektiert wird? Wenn Photographien eine Erscheinung abbilden, die von dem Photographierenden nicht wahrgenommen wurde? Wenn ein Mensch von einer Hand berührt wird, die er selbst nicht berühren kann?

Diese und zahlreiche andere Fragen sind immer wieder in den einhundert Jahren gestellt worden, seit die ernsthafte spiritistische Forschung begann, und wir sind immer noch weit von einer befriedigenden, alle umfassenden Antwort entfernt. Statt dessen liegen verschiedene Antworten vor, von denen jede ihre Beschränkungen hat. Wir sind dem Verständnis von Erscheinungen heute viel näher als vor einem Jahrhundert, aber wir sind noch längst nicht so weit, daß wir sie vollkommen verstehen könnten.

Bevor wir uns mit der heiklen Frage befassen, ob Geister möglicherweise einen Beweis für das Leben nach dem Tode liefern, wollen wir darauf eingehen, was geschieht, wenn wir die Erscheinung eines lebenden Menschen sehen. Das im Zensus der Halluzinationen von 1889 gesammelte Material zeigte an, daß die Person, deren Erscheinung auftauchte, in den meisten Fällen einer Krise unterzogen war, zum Beispiel einer schweren Krankheit, einem Unfall oder dem Todeskampf. Diese Verbindung zwischen der Krise und der Erscheinung führte die Forscher zu dem Schluß, daß die Erscheinung telepathischer Natur sei. Das heißt, die Person in der Krise dachte an den Wahrnehmenden und schuf eine Art telepathische Botschaft, die die Gestalt der Person selbst annahm.

Wie telepathische Information weitergegeben wird, ist immer noch ein Rätsel; ein telepathisches Bild stellt die geheimnisvollste dieser Mitteilungen dar, besonders wenn es als kompakter, lebender Mensch erscheint. Diejenigen von uns, die nie eine Erscheinung gesehen haben, neigen zu der Annahme, daß niemand etwas wahrnehmen kann, was nicht körperlich vorhanden ist. Aber der Vorgang des Sehens ist viel komplexer, als wir gewöhnlich vermuten. In unseren Träumen sehen wir vieles ganz deutlich, obwohl wir keine visuelle Information durch die Augen bekommen. Im wachen Zustand können die meisten Menschen in ihrer Vorstellung ohne Mühe alles Mögliche wahrnehmen, indem sie das geistig verdrängen, was ihre Augen tatsächlich sehen.

Die Besonderheiten der Wahrnehmung können durch Hypnose hervorragend illustriert werden. Wenn einem hochsensiblen Menschen in einer hypno-

tischen Trance gesagt wird, daß er nach dem Erwachen nur den Hypnotiseur sehen wird — obwohl auch andere Leute zugegen sind —, ist er tatsächlich unfähig, diese anderen auszumachen, bevor der Hypnotiseur den Befehl aufhebt.

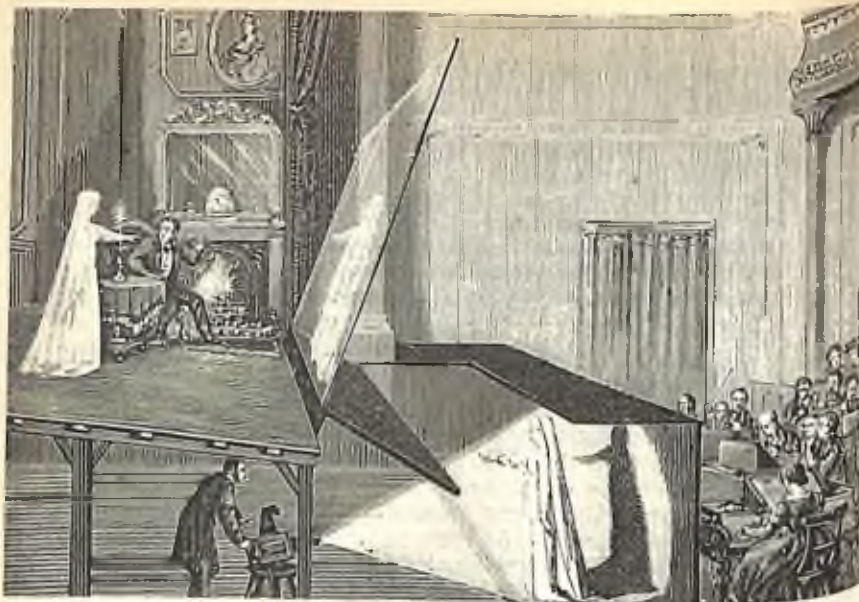
Der Hypnotiseur kann einer Versuchsperson einreden, was sie sehen wird und was nicht. Das mag erstaunlich klingen, ist aber nicht so bemerkenswert wie der Fall eines Menschen, der *spontan* das Bild eines anderen sieht, das völlig dessen echter Gestalt gleicht. Es wirkt unglaublich, daß der Aussender der telepathischen Halluzination über eine Entfernung hinweg — und in vielen Fällen, während er ohnmächtig ist — das vollbringt, was der Hypnotiseur nur durch explizite Anweisungen an seine Versuchsperson erreicht.

Das vorliegende Material deutet jedoch daraufhin, daß das Bewußtsein des Senders eine geringere Rolle für das Entstehen der Erscheinung spielt als jenes des Wahrnehmenden. Dieser Schluß drängt sich auf, wenn man die Details von verzeichneten Krisenerscheinungen betrachtet. Nur selten gleicht die Gestalt dem Sender im Moment der Krise — wenn er zum Beispiel auf dem Totenbett liegt, bei einem Autounfall zerquetscht wird oder in einen Fluß fällt. Fast immer tritt die Erscheinung isoliert von ihrer tatsächlichen Umgebung auf. Statt dessen dringt sie in die Umgebung des Wahrnehmenden ein — die der Aussender nicht einmal zu kennen braucht — und paßt sich ihr an, als bestünde sie aus Fleisch und Blut.

In seinem Buch *Apparitions (Erscheinungen)* konzentriert sich G. N. M. Tyrell besonders auf die Methoden, mit deren Hilfe die Gestalten körperlich werden. Er führt zum Beispiel Fälle an, in denen Erscheinungen, die vor einer Lampe standen, einen Schatten warfen. Es kommt auch vor, daß sie ein Zimmer betreten, indem sie scheinbar eine Tür öffnen, die sich später als verschlossen erweist. Manchmal sind Erscheinungen von einem Spiegel reflektiert worden. Tyrell sagt, daß sie »sich auf fast wunderbare Weise an die materiellen Bedingungen der Umgebung des Wahrnehmenden anpassen, von denen der Aussender wenig oder gar nichts weiß. Diese Tatsachen verraten, daß die Erscheinung ein Stück Bühnentechnik ist, an deren Entstehen der Wahrnehmende entscheidend mitwirkt und deren Einzelheiten er zum Teil beisteuert — das bedeutet, daß eine Erscheinung nicht nur direkter Ausdruck einer *Idee* des Senders sein kann, sondern ein Drama darstellt, bei dem die *Idee* als *Motiv* dient«.

Mit anderen Worten, der Sender schickt mit einem Teil seines Bewußtseins telepathisch eine Idee an den Empfänger, der dann auf irgendeiner Bewußtseinsstufe dazu angeregt wird, nicht nur ein erkennbares Bild des Senders zu produzieren, sondern eine Gestalt, die sich auf lebensechte, natürliche Art verhält. Es ist natürlich, daß ein echter Mensch sich in einem Spiegel reflektiert; deshalb produziert der Bewußtseinsteil des Wahrnehmenden, der für die Erscheinung verantwortlich ist — Tyrell nennt ihn den »Bühnentechniker« —, eine Gestalt, die sich ebenfalls widerspiegelt.

Diese Treue gegenüber den Naturgesetzen ist nicht für alle Erscheinungen



Peppers Geist, eine geschickte Bühnenmanipulation, die der englische Professor John Henry Pepper sich im Jahre 1863 ausdachte. Das weiße Phantom auf der Bühne ist nur aus dem Blickwinkel der Zuschauer dort. In Wirklichkeit steht ein Schauspieler, vor dem Publikum verborgen, unter der Bühne; sein hell erleuchtetes Spiegelbild, das auf die geneigte Glasscheibe geworfen wird, erzeugt die Illusion einer mehrere Meter dahinter stehenden Gestalt.

Eine weitere Impression des »Brockengeistes«, die der Mann unten links mit erhobenen Armen geschaffen hat. Damit der Geist erscheinen kann, muß die Sonne niedrig am Himmel und den Wolken gegenüber stehen. Ähnliche Illusionen sind auch auf anderen Berggipfeln, zum Beispiel im Norden Englands, beobachtet worden.



Die Erscheinung Mariamnes, einer der Frauen von König Herodes, tritt dem Monarchen gegenüber, der sie in einem Eifersuchtsanfall über ihre vermeintliche Untreue zusammen mit mehreren Mitgliedern ihrer Familie umbringen ließ. Erscheinungen einer Person, die seit einiger Zeit tot gewesen ist und nur von einem Menschen gesehen wird, werden von Parapsychologen meist als subjektive Halluzinationen eingestuft, besonders wenn der Wahrnehmende ein starkes Motiv – in König Herodes' Fall Schuldbewußtsein – dafür hat, sie zu sehen.

charakteristisch. Tyrell erwähnt einen Fall, bei dem eine Erscheinung, die vor einem Spiegel stand, nicht reflektiert wurde. Ein weiteres Beispiel aus den Unterlagen der Gesellschaft für Parapsychologische Forschung belegt die unrealistischen Züge mancher Erscheinungen. Vor etwa einhundert Jahren ritt ein englischer Geistlicher, Kanonikus Bourne, mit seinen beiden Töchtern zur Fuchsjagd aus. Nach einer Weile beschlossen die Töchter, mit ihrem Kutscher zurückzukehren, während ihr Vater die Jagd fortsetzte, doch sie wurden dadurch mehrere Minuten lang aufgehalten, daß ein Freund auf sie zuritt und sich mit ihnen unterhielt. »Als wir umkehrten«, sagte Louisa Bourne in einem von ihrer Schwester bestätigten Bericht, »sahen wir deutlich unseren Vater, der uns mit seinem Hut zuwinkte und uns ein Zeichen gab, ihm zu folgen. Er befand sich neben einem kleinen Hügel, und zwischen ihm und uns lag eine Mulde. Meine Schwester, der Kutscher und ich selbst erkannten ihn und sein Pferd [der einzige Schimmel der Jagdgesellschaft an jenem Tag]. Das Pferd wirkte so schmutzig und erschöpft, daß der Kutscher meinte, es könne einen üblen Unfall gegeben haben. Während mein Vater mit seinem Hut winkte, war das Zeichen von Lincoln und Bennet [der Hutmacher] klar auszumachen, obwohl das aus dieser Entfernung völlig unmöglich hätte sein müssen . . .«

Die Mädchen und der Kutscher hielten rasch auf den Kanonikus zu, verlor ihn aber aus den Augen, als sie in die Mulde hinabfuhren. Sie tauchten daraus auf und näherten sich seinem früheren Standort, ohne ihn zu finden. Nach einer vergeblichen Suche kehrten sie schließlich nach Hause zurück. Später sagte Kanonikus Bourne — der kurz nach ihnen zu Hause eingetroffen war —, daß er nicht einmal in der Nähe der Stelle gewesen sei, an der sie ihn gesehen hatten.

Eine Besonderheit dieses Falles besteht, abgesehen von der merkwürdigen Klarheit des Hutzeichens, darin, daß sich keine Krise ereignete. Kanonikus Bourne erlitt weder einen Unfall, wie seine Töchter und der Kutscher befürchtet hatten, noch entkam er knapp einem Unglück, was einen unbewußten telepathischen Hilferuf ausgelöst haben könnte. Es ist möglich, wenn auch nicht wahrscheinlich, daß die Halluzination subjektiver Art war, das heißt von den Wahrnehmenden selbst geschaffen wurde, die sich vielleicht ängstigten, daß Bourne einen Unfall gehabt haben könnte. Der Haken an dieser Hypothese ist, daß es sich um ein *kollektives* Phänomen handelte, die Erscheinung also von mehr als einer Person beobachtet wurde. Laut Tyrell sind »solche Halluzinationen, die wir mit gutem Grund für rein subjektiv halten können, niemals kollektiver Natur; dieser Faktor scheint dafür zu sprechen, daß in diesem Fall irgendeine Form von Telepathie vorlag«.

Kollektive Erscheinungen sind recht problematisch. Viele von ihnen sind verzeichnet worden; im Jahre 1943, als Tyrell *Erscheinungen* veröffentlichte, hatte die Gesellschaft für Parapsychologische Forschung 130 Beispiele gesammelt. Es ist unwahrscheinlich, daß in all diesen Fällen ein einziger Wahrnehmender alle anderen dazu überredet haben könnte, dasselbe wie er zu sehen. Andererseits ist nicht plausibel, wie der Aussender mehreren Men-

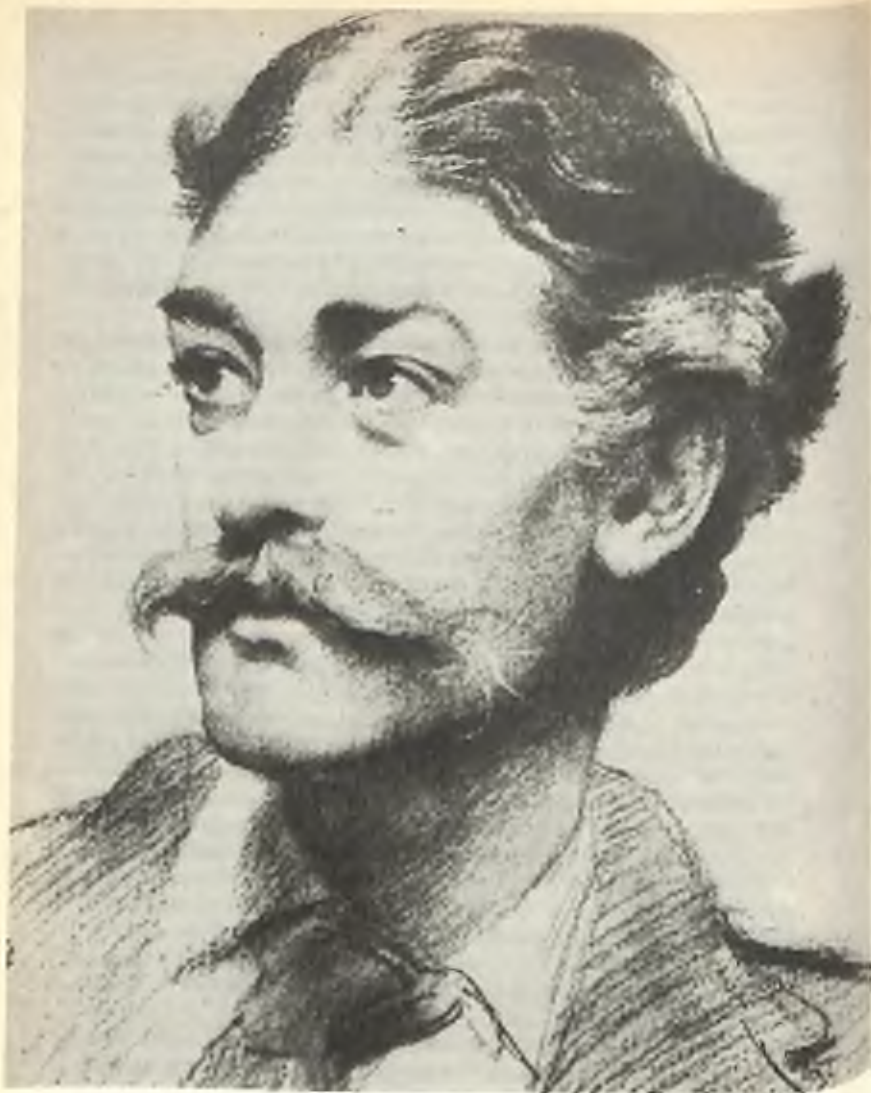
schen zur gleichen Zeit ein identisches Bild von sich übermitteln konnte. (Wir setzen immer noch voraus, daß die Erscheinung rein geistiger Art ist und nicht wirklich an der Stelle existiert, an der sie auftritt.) Tyrell glaubt, daß es bei kollektiven Beobachtungen eine entscheidende Person gibt, welche die Erscheinung telepathisch vom Aussender empfängt und diese visuelle Information dann ebenfalls telepathisch, aber unwillkürlich an die sonstigen Anwesenden weitergibt. Natürlich sind nicht alle Menschen dazu fähig, Erscheinungen wahrzunehmen; so kommt es vor, daß eine Gestalt von mehreren Leuten gleichzeitig gesehen werden kann, während ein anderer, der bei ihnen ist, nichts bemerkt.

Eine der bekanntesten Kollektiverscheinungen in der Geschichte der parapsychologischen Forschung ist die von Captain Towns im australischen Sydney. Der Vorfall ereignete sich im Haus der Familie Towns im späten 19. Jahrhundert, ungefähr sechs Wochen nach Captain Towns' Tod, und wurde der Gesellschaft für Parapsychologische Forschung von Charles Lett, dem Schwiegersohn des Verstorbenen, mitgeteilt. Eines Abends gegen 21 Uhr betrat Mrs. Lett zusammen mit einer Miß Berthon eines der Zimmer. Das Gaslicht brannte. »Sie sahen zu ihrer Verwunderung das Bild von Captain Towns auf der polierten Oberfläche des Kleiderschranks gewissermaßen reflektiert. Es war . . . wie ein gewöhnliches Medaillonporträt, aber von Lebensgröße. Das Gesicht wirkte bleich und abgespannt . . . und er trug eine graue Flanelljacke, in der er zu schlafen pflegte. Überrascht und etwas beunruhigt nahmen sie zuerst an, daß ein Porträt im Zimmer aufgehängt worden sei und sie sein Spiegelbild sähen — aber es gab kein Bild dieser Art. Während sie sich verwundert umschaute, kam die Schwester meiner Frau, Miß Towns, ins Zimmer und rief aus, bevor eine der beiden anderen Zeit gehabt hätte, ein Wort zu sagen: »Um Himmels willen! Seht Ihr Papa?«

Eines der Hausmädchen wurde in das Zimmer gerufen. Sie schrie sofort: »Oh, Miß! Der Herr!« Der frühere Diener des Captains, der Butler und die Kinderschwester wurden ebenfalls herbeigeholt und erkannten ihn sofort. »Schließlich schickte man nach Mrs. Towns. Sie sah die Erscheinung und ging mit einem ausgestreckten Arm auf sie zu, um sie zu berühren. Während ihre Hand über die Tafelung des Kleiderschranks glitt, verblich die Gestalt allmählich und tauchte nie wieder auf.« Lett fügt hinzu, daß er sich damals im Haus aufhielt, jedoch nicht hörte, daß man ihn rief, und deshalb die Erscheinung nicht selbst sah.

Wir können die Kollektivität dieser Erscheinung mit der Theorie erklären, daß einer der Wahrnehmenden — entweder Mrs. Lett oder Miß Berthon — sie an die anderen weitergab. Doch die Frage bleibt: Wer brachte die Erscheinung ursprünglich hervor?

Damit sind wir bei einem Zentralproblem angekommen, dem der skeptische Parapsychologe gegenübersteht: Viele Erscheinungen stellen Menschen dar, die seit einiger Zeit verstorben sind. Ein wissenschaftlich eingestellter Forscher, dem es widerstrebt, die Existenz eines Lebens nach dem Tode



Edmund Gurney, einer der Gründer der GPF, eine Autorität auf dem Gebiet der Hypnose und Mitautor von *Spukgestalten der Lebenden*, das 1886, zwei Jahre vor seinem Tode, erschien.

F. W. H. Myers, einer der Gründer der GPF und Verfasser des Buches *Die menschliche Persönlichkeit und ihr Überleben nach dem körperlichen Tode*. Er gab zu bedenken, daß ein Geist »eine Manifestation beharrlicher persönlicher Energie« sein könne, die sich auch nach dem Tode fortsetze.



Frank Podmore, ein weiteres frühes Mitglied der GPF. Er nahm ebenfalls an der Vorbereitung von *Spukgestalten der Lebenden* teil.

voraussetzen, hat Schwierigkeiten, solche Fälle zu erklären. Myers, Gurney und Podmore, die Verfasser von *Phantasms of the Living* (*Spukgestalten der Lebenden*) kamen, nachdem sie Hunderte von Fällen untersucht hatten, zu dem Schluß, daß eine Erscheinung, die bis zu zwölf Stunden nach dem Tode eines Menschen gesehen wird, als von dem noch Lebenden, aber Todgeweihten ausgesandte Krisenerscheinung betrachtet werden könne. Sie argumentierten, daß der Empfänger die Erscheinung vielleicht nicht genau in dem Augenblick sieht, in dem sie ausgesandt wird. Er könnte zu diesem Zeitpunkt beschäftigt oder abgelenkt sein, so daß die Wahrnehmung bis zu einem Moment verzögert wird, in dem das Bewußtsein des Empfängers gelöst und aufnahmefähiger ist.

Daneben hat Lyall Watson in seinem Buch *The Romeo Error* (*Der Romeo-Irrtum*) gezeigt, daß der Tod etwas weniger Eindeutiges ist, als wir gewöhnlich annehmen. Wenn wir mit »dem Tode« das Ende aller biologischen Aktivitäten im ganzen Körper meinen, ist der präzise Moment seines Eintretens nicht festzulegen, denn viele körperliche Prozesse setzen sich fort, wenn das Herz aufgehört hat zu schlagen. Es ist denkbar, daß der Teil des Gehirns, der telepathische Impulse aussendet, noch eine Zeitlang funktioniert, nachdem ein Mensch für klinisch tot erklärt wurde.

Wir brauchen also nicht an das Leben nach dem Tode zu glauben, um die Erscheinung eines Menschen zu erklären, der erst seit einigen Stunden tot ist. Vielleicht sind verzögerte Telepathie oder kurzzeitig fortgesetzte Gehirntätigkeit dafür verantwortlich. Damit bleiben immer noch viele Erscheinungen von Menschen, die seit Tagen, Wochen – wie im Falle von Captain Towns – und sogar seit Jahren verstorben sind. Manche von ihnen können als subjektive Halluzinationen erklärt werden. In anderen Fällen kennt der Wahrnehmende eine Gestalt jedoch gar nicht, die später als Erscheinung einer tatsächlichen Person identifiziert wird. Hier ist es fast unmöglich zu behaupten, daß der Empfänger das Bild ganz allein ohne äußeren Stimulus geschaffen hat. Der folgende Fall liefert ein dramatisches Beispiel für die Erscheinung eines Verstorbenen, der dem Wahrnehmenden unbekannt war.

Im Jahre 1964 taumelte in einer Detroit'er Autofabrik ein Mechaniker plötzlich an einer gigantischen Karosseriepresse vorbei, die während der Mittagspause versehentlich in Gang gesetzt worden war. Erschrocken, aber unverletzt erzählte der Mann seinen Kollegen, daß ihn ein großer Schwarzer mit einem narbigen Gesicht, der ölverschmierte Jeans trug, beiseite gestoßen habe. Er hatte ihn nie zuvor gesehen, doch einige der älteren Arbeiter erkannten die Beschreibung wieder. Im Jahre 1944 war ein hochgewachsener Schwarzer mit einer narbigen linken Wange enthaupet worden, während er an dieser Stelle in der Montagehalle arbeitete. Er hatte Metalle für den Bau von Bomben gepreßt. Eine nachfolgende Untersuchung hatte ergeben, daß der Tote zwar geschickt und völlig mit seiner Maschine vertraut gewesen war, daß lange Überstunden ihn jedoch erschöpft und abgestumpft hatten.

Der Kommentar des Mechanikers zu seiner Rettung lautete: »Der Farbige



Eine Illustration zu einer Geschichte in den *Illustrated Police News* von 1872. Ein Mann begegnet einem Geist, während er eines Nachts durch einen Park spaziert. Als die Erscheinung ihm den Weg verstellt, schlägt er mit seinem Spazierstock nach ihr, doch er »glitt durch das hindurch, was ihr Kopf hätte sein müssen«. Trotzdem gelang es der substanzlosen Gestalt, ihn zu Boden zu werfen und festzuhalten.

Der Geist von Smithfield Market in London soll in den Ständen der Schlachter Fleisch abhaken.

Der Geist von Hammersmith in London war in Wirklichkeit ein Schuhmacher, der seine skeptischen Lehrlinge durch einen Schock vom Leben nach dem Tode überzeugen wollte. Seine verschiedenen Auftritte auf Friedhöfen schufen eine Panik in der Umgebung. Eine Frau starb an einem Herzanfall, und ein Maurer in einem weißen Kittel wurde von einem übereifrigen Geisterjäger mit einer Schrotflinte erschossen.





Ein typischer vorgetäuschter Geist, wie man sie in Filmen sieht.

wirkte auf mich ganz echt. Er hatte enorme Kraft und stieß mich wie ein Federgewicht aus dem Weg. Ich habe nie an Gespenster geglaubt, aber wenn er ein Gespenst war, ziehe ich den Hut vor ihm.«

Eine mögliche Erklärung besteht darin, daß einer der älteren Kollegen des Mechanikers ihn in Gefahr sah, aber vielleicht zu weit entfernt war, um ihm zu helfen oder ihn auch nur zu warnen, und plötzlich von einer starken unbewußten Erinnerung an den Toten übermannt wurde, die er telepathisch an den Gefährdeten weitergab. Es kommt vor – allerdings selten –, daß das Bild eines anderen übertragen wird.

Auch die physische Einwirkung des Stoßes darf nicht vergessen werden. Visuelle Halluzinationen werden gelegentlich von der Halluzination einer Berührung begleitet. *Spukgestalten der Lebenden* und die *Protokolle* der Gesellschaft für Parapsychologische Forschung enthalten dafür viele Beispiele. Eine Frau, die eine Erscheinung gesehen hatte, schrieb folgendes an die wahrgenommene Person: » . . . jemand berührte meine Schulter so heftig, daß ich mich sofort umdrehte. Du warst so deutlich zu erkennen wie in Wirklichkeit . . . « Seltsamerweise gibt es keine Belege dafür, daß auch der Wahrnehmende fähig ist, die Erscheinung zu berühren (wenn wir die angeblichen Materialisierungen spiritistischer Seancen ausschließen). Entweder weicht die Gestalt aus oder die Hand des Wahrnehmenden gleitet durch sie hindurch.

Wenn wir Tyrells Theorie folgen, daß Erscheinungen die Realität kopieren, ohne allerdings stofflich zu werden, können wir akzeptieren, daß die Hand des Geistes auf der Schulter des Wahrnehmenden zu spüren ist. Der Empfänger bemüht sich einfach unterbewußt, eine realistische Erscheinung zu schaffen.

Im Falle des Toten, der den Mechaniker rettete, wäre diese Erklärung haltbar. Der Arbeiter fühlte nicht nur eine bloße Berührung, sondern einen kräftigen Stoß. Irgend jemand – entweder der Mann, der zwanzig Jahre zuvor gestorben war, oder ein lebender Zeuge – übte einen psychokinetischen Einfluß aus.

Psychokinese oder PK ist die Bewegung von Objekten durch geistige Energie. Die Existenz einer solchen Kraft wurde unter Laborbedingungen getestet und bewiesen, vor allem in Dr. J. B. Rhines Laboratorium für Parapsychologie. Manche Spieler haben die Fähigkeit demonstriert, Würfel nur mit dem Willen zu bestimmten Kombinationen zu zwingen. Andere Tests haben gezeigt, daß einige Menschen das Wachstum von Pflanzen oder das Verhalten von Einzellern geistig beeinflussen können. Sogar bei Tieren hat man PK-Kräfte entdeckt. Von Menschen ausgeübte unbewußte PK könnte viele Fälle von Poltergeistaktivitäten erklären. Die Tatsache, daß solche Geschehnisse gewöhnlich, wenn auch nicht ausschließlich, in der Nähe eines Heranwachsenden vorkommen, läßt eine Verbindung zwischen erwachender sexueller Energie und PK als denkbar erscheinen.

Die PK-Tätigkeit der meisten Poltergeister ist launenhaft und manchmal destruktiv. Eine sanftere Art der Psychokinese war offenbar für die seltsamen

Ereignisse in einer englischen Bäckerei verantwortlich, die Andrew Green in *Ghost Hunting (Geisterjagd)* beschreibt.

Die Bäckerei war von einer ortsansässigen Familie verkauft worden, die sie mehrere Generationen lang betrieben hatte. »Kurz nach dem Einzug berichtete die Frau des neuen Besitzers, daß sie »die Gegenwart eines anderen in der Bäckerei« fühlen könne. Dieses Phänomen entwickelte sich bis zu einem Stadium, in dem sich Türen öffneten, Backzutaten bewegt wurden und die Frau fühlte, daß »das Wesen sich häufig an ihr vorbeidrängte«. Auch ihr Mann und ihr Sohn begannen, den Spuk zu bemerken. Beunruhigt suchten sie den früheren Besitzer auf, um mehr über den Geist herauszufinden, doch man versicherte ihnen, daß die alte Familie niemals einen Spuk erlebt habe.

Bei dem Besuch fiel auf, daß »der alte Mann« [ein Mitglied der früheren Bäckerfamilie] fast gar nichts sagte und »meistens zu dösen schien«.

Green schreibt, daß die Phänomene die neuen Besitzer noch rund zwei Jahre lang belästigten. »Plötzlich, an einem Dienstag, »hatte sich etwas verändert.« Von nun an traten keine Störungen mehr auf. Der alte Mann war an jenem Dienstag gestorben. Die Folgerung bietet sich an: Nach der Aufgabe des Geschäfts bestand der einzige Zeitvertreib des alten Mannes darin, an seine ehemalige Arbeit zu denken. Er hatte im Halbschlaf dagesessen und sich an seine früheren Pflichten erinnert: das Kneten und die Formung des Teiges, die Anordnung der Laibe auf dem Blech und das Schieben des Blechs in den Ofen. Noch zu Lebzeiten war er zu einer Spukgestalt geworden.

Wiederkehrende Spukgestalten scheinen sich oft von nur einmal auftretenden Erscheinungen zu unterscheiden und werden im allgemeinen von Parapsychologen anders eingestuft. Eine Erscheinung kann an einem Ort beobachtet werden, der dem Aussender unbekannt ist, und zeigt sich fast immer einer Person, zu der der Aussender eine Beziehung hat. Die Erscheinung nimmt häufig mit dem Wahrnehmenden durch einen Blick, eine Berührung oder sogar sprachlich Verbindung auf. Im Gegensatz dazu nimmt ein wiederkehrender Spuk die Menschen in der Umgebung fast nie zur Kenntnis. Der Ort selbst — und nicht ein bestimmter Mensch — scheint den Geist anzuziehen.

Verschiedene Theorien sind formuliert worden, mit denen ein wiederkehrender Spuk erklärt werden soll. Eine davon ist die psychometrische Theorie, die zuerst von Eleanor Sidgwick vorgebracht wurde, einer frühen Angehörigen der Gesellschaft für Parapsychologische Forschung und der Frau eines anderen bekannten Forschers, Henry Sidgwick. *Psychometrie* ist die Fähigkeit gewisser sensibler Personen, übernatürliche Eindrücke von einem Menschen zu empfangen, indem sie ein Objekt berühren oder halten, das in irgendeiner Beziehung zu diesem Menschen steht. Es mag sein, daß Personen, die über eine solche Sensibilität verfügen, durch den einfachen Kontakt mit einem Gebäude oder einem Schauplatz jemanden sehen, hören oder auch nur fühlen können, der in der Vergangenheit eng damit verbunden war. Die Erscheinung wäre also ein völlig subjektives Erlebnis.

Ein Amateurphotograph, der ein Bild des Altars der St. Nicholas Church im englischen Arundel machte, entdeckte die Gestalt eines Priesters, als der Film entwickelt war.



Zwei weitere Geister von Priestern erscheinen auf diesem Photo, das die Johanna von Orleans geweihte Basilika von Domrémy zeigt. Lady Palmer besuchte die Kirche im Jahre 1929 und wurde von ihrer Begleiterin Miß Townsend photographiert. Auf dem entwickelten Bild erschienen die unsichtbaren Priester.



Ein Argument gegen diese Theorie lautet, daß fast alle Gebäude von mehreren, manchmal Hunderten von Menschen bewohnt wurden. Wenn ein Spuk von den psychometrischen Fähigkeiten des Beobachters abhängt und nicht von früheren oder gegenwärtigen Aktionen der Wahrgenommenen, müßte der Beobachter dazu in der Lage sein, alle oder die meisten Menschen zu sehen, die dort je gelebt haben. Statt nur die unglückliche Lady L. wahrzunehmen, die im Jahre 1784 Selbstmord beging, würde man Lord L., ihre Kinder und Diener und Dutzende von Menschen, die seit damals in dem Haus gewohnt haben, sehen. Gelegentlich werden Gruppen von Phantomen beobachtet — Prozessionen von singenden Mönchen und Geisterarmeen —, doch sie sind die Ausnahmen, die die Regel bestätigen. Die meisten wiederkehrenden Spukgestalten sind allein.

Alle Unterlagen lassen vermuten, daß die Fähigkeit, ein Phantom zu sehen oder eine Gegenwart zu spüren, teilweise von einem weiterbestehenden Aspekt der wahrgenommenen Person abhängt. Diese Vermutung wird durch die Reaktionen von Tieren auf Spukgestalten untermauert. Dr. Robert Morris, ein Psychologe, berichtet von verschiedenen Ermittlungen, bei denen Tiere eingesetzt wurden. Ein Dr. Morris bekannter Forscher untersuchte ein Haus in Kentucky mit einem Zimmer, in dem es nach einer Tragödie angeblich spukte. Statt der üblichen menschlichen Helfer verwendete er einen Hund, eine Katze, eine Ratte und eine Klapperschlange.

Die Tiere wurden einzeln in das betreffende Zimmer gebracht. »Nachdem der Hund einen Meter weit in den Raum geführt worden war, knurrte er seinen Herrn sofort an und drängte sich zurück durch die Tür. Alles Zureden half nicht, um ihn zurückzuhalten, und er weigerte sich, wieder einzutreten. Die Katze wurde von ihrer Eigentümerin hineingetragen. Als auch sie etwa einen Meter weit ins Zimmer gekommen war, kletterte sie sogleich auf die Schulter ihrer Eigentümerin, verkrampfte sich dort und sprang schließlich zu Boden, auf einen Stuhl zu. Sie fauchte und zischte den leeren Stuhl in einer Ecke des Zimmers mehrere Minuten lang an, bis sie hinausgebracht wurde . . .«

Die Ratte zeigte keine Reaktion, die sich mit jener des Hundes und der Katze vergleichen ließ, doch die Klapperschlange »nahm sofort eine Angriffshaltung an und konzentrierte sich auf denselben Stuhl wie die Katze. Nach zwei Minuten wandte sie den Kopf langsam zu einem Fenster, ging aber fünf Minuten später wieder zu ihrer wachsamem Haltung über . . .«

Die vier Tiere wurden einzeln in einem anderen Zimmer getestet, in dem sich keine Tragödie abgespielt hatte. Hier verhielten sie sich normal. Sie mußten also im ersten Zimmer auf eine unsichtbare Gegenwart reagieren haben.

Was genau ist unter dem fortdauernden Aspekt eines Menschen zu verstehen, der von gewissen Menschen und Tieren bemerkt werden kann? Laut Reverend Neil-Smith repräsentiert er die Seele jenes Menschen. »Ich glaube, daß die Seele eines Menschen, der eines »natürlichen« Todes stirbt, meistens

den Körper verläßt und einen anderen Ort aufsucht. Die Seele oder der Geist einer Person, die unter Gewalteinwirkung stirbt, kann sich anders verhalten; sie ist bestürzt über die plötzliche Veränderung und bleibt an die Erde gebunden. Wenn man gut belegte Fälle von Spukgestalten untersucht, findet man im allgemeinen heraus, daß den Ereignissen ein plötzlicher oder unnatürlicher Tod zugrunde liegt.«

Reverend Neil-Smith meint, daß diese verwirrten Geister dazu neigen, entweder eine »Ortsbeziehung« oder eine »Personenbeziehung« zu entwickeln. Im ersten Falle gehen sie in einem Haus um, im zweiten nehmen sie entweder von einer bestimmten Person Besitz oder erscheinen ihr ständig. Reverend Neil-Smith behauptet, durch Exorzismus viele Menschen von der Besessenheit durch einen Geist befreit zu haben. Die meisten Parapsychologen wären jedoch skeptischer, da es gewöhnlich eine psychiatrische Erklärung für das Verhalten der angeblich besessenen Personen gibt. Aber sie würden Reverend Neil-Smiths Kommentar zu wiederkehrenden Erscheinungen zweifellos zustimmen: » . . . man erhält den deutlichen Eindruck, daß diese Erscheinungen sinnlos und recht dumm sind. Sie wandern umher, sagen nichts Bestimmtes und erschrecken nur selten jemanden. In diesen Fällen, denke ich, wollen die Geister nur auf die Not ihrer Gefangenschaft aufmerksam machen . . .«

Viele Parapsychologen gehen zwar nicht so weit, dem verweilenden Aspekt einer Person, der als Spuk gesehen, gehört oder gespürt wird, ein Bewußtsein zuzuordnen, glauben aber, daß er aus einer Art psychischer Energie besteht, die der Mensch zu Lebzeiten hervorgebracht hat. H. H. Price, ein Philosoph aus Oxford, spricht von einem »psychischen Äther«, von dem Raum und Materie durchdrungen seien. Diesem Äther könnten sich gewisse geistige Bilder einprägen. Ein solcher Eindruck würde sich am wahrscheinlichsten unter traumatischen Bedingungen bilden — bei einem jähen Tod oder großem Leid. Die oft zur Kenntnis genommene Beziehung zwischen einem unnatürlichen Tod und dem darauf folgenden Spuk braucht also keiner gefangenen Seele zugeschrieben zu werden. Die an der Spukstätte gefangene Erscheinung wäre eine Aufzeichnung auf dem Medium des psychischen Äthers, die als Bild, Laut oder Berührung von einem sensiblen Menschen wahrzunehmen ist.

Eine solche Theorie hat den Vorteil, daß sie sich umfassend auf wiederkehrende Spukgestalten und telepathische Erscheinungen erstreckt. Wenn ein Mensch dazu in der Lage ist, telepathisch einen psychischen Impuls an einen bestimmten Empfänger zu senden, scheint es gleichermaßen vorstellbar, daß er einen psychischen Impuls ausschicken könnte, ohne an einen bestimmten Empfänger zu denken; dieser Impuls würde dann frei dort schweben, wo sich der Mensch aufhielt, als er ihn projizierte.

Manche Beschreibungen von Spukgestalten deuten darauf hin, daß der Impuls nicht unbedingt durch einen traumatischen Vorfall ausgelöst werden muß. Verschiedene Phantome sind als Bilder von Menschen identifiziert worden, die ein offensichtlich glückliches Leben führten und eines natürlichen

Todes starben. In solchen Fällen könnte ihre wiederholte Anwesenheit über einen langen Zeitraum hinweg genügen, um ihr Bild dem psychischen Äther einzuprägen.

Die Idee eines psychischen Äthers, auf dem verschiedene Lebende und Tote Eindrücke hinterlassen haben, könnte zu einer plausiblen und einheitlichen Theorie über alle Arten des Spuks führen. Wenn sich psychische Impressionen einem Ort einprägen, hätten wir eine Erklärung für jene seltenen Fälle, in denen Filme Bilder wiedergeben, die die Anwesenden nicht gesehen haben. In einer solchen Situation waren die Beobachter anscheinend weniger empfindlich als der Film. Wenn das Phantom dagegen gesehen wird, ohne sich auf dem Film zu zeigen, müssen die Beobachter überempfindlich sein.

Wenn wir die Voraussetzung akzeptieren, daß ein wiederkehrender Spuk dem Schauplatz ursprünglich von einem Menschen eingepägt wurde, sind immer noch nicht alle Probleme gelöst: Was ist von den Beispielen zu halten, bei denen der Spuk Kutschen und Pferde oder andere nichtmenschliche Phantome einschließt? Wir können uns ohne allzu große Mühe vorstellen, daß der Urheber unbewußt eine Erscheinung von sich selbst projiziert, die seine Kleidung trägt, aber es hieße den Bogen überspannen, wenn wir annähmen, daß er ein Bild von sich selbst in einer Pferdekutsche hervorbringt.

An dieser Stelle könnte eine von Tyrells Anregungen eine Lösung bieten. Tyrell spricht die Möglichkeit an, daß die latenten Bilder – die er »Ideenmuster« nennt – einen kollektiven Ursprung haben. Er zitiert hartnäckige Legenden wie den klassischen Glauben an den Gott Pan, »halb menschlich und halb Bock, der gewisse Stellen in den Wäldern und Hügeln heimsuchte und Flöte spielte. Die weitverbreitete Idee, daß sich dies wirklich abspielte, könnte sich auf der Mittelebene [Tyrells Begriff für den Teil des Geistes, der die Wahrnehmung beherrscht] der Persönlichkeiten einer ganzen Gemeinde verankert und dort ein telepathisches Ideenmuster gebildet haben, das zahlreiche Urheber hatte. Alle (hinreichend Aufnahmebereiten), welche die Orte aufsuchten, an denen Pan, dem Ideenmuster gemäß, besonders häufig auftrat, würden ihn dann ebenso als Realität empfinden, wie ein Mensch in einem Spukhaus einen Geist sieht und hört«.

Man könnte diese Idee dahingehend erweitern, daß nichtmenschliche Phantome, wie zum Beispiel Kutschen, auf diese Weise von den Wahrnehmenden selbst geschaffen und verewigt wurden.

Während manche Phantome durch die unbewußten Bemühungen der Beobachter in gewissem Sinne erneuert werden können, scheinen andere im Laufe der Zeit schwächer zu werden. Andrew Green erwähnt in *Geisterjagd* »die Erscheinung einer Frau mit roten Schuhen, einem roten Umhang und einem schwarzen Kopfputz«, die im 18. Jahrhundert in einem entfernten Flur eines englischen Herrenhauses beobachtet wurde. »Viele Jahre vergingen, bevor der Schemen wiedergesehen wurde, und dann . . . erschien er als Frau mit einem blaßroten Kleid, blaßroten Schuhen und einem grauen Kopfputz. Sie wurde erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts von neuem wahrgenommen,



Dieses Photo von Isabella Houg aus Newark in New Jersey, das 1922 aufgenommen wurde, zeigt ihren lange vorher verstorbenen Onkel. Nur selten ist ein abgebildeter Geist zur Zeit der Aufnahme für den Photographen oder andere Anwesende sichtbar. Die psychische Energie, aus der Phantome bestehen, variiert offenbar in ihrer Stärke; manchmal erscheint sie auf Filmen, manchmal kann ein sensibler Mensch sie sehen, aber meistens kann sie überhaupt nicht wahrgenommen werden.

als sie schon zu »einer Dame mit einem weißen Umhang und grauen Haaren« geworden war. Kurz vor dem letzten Krieg beschränkte sich der Bericht auf »das Geräusch einer Frau, die den Flur entlangging, und das Rascheln ihres Kleides«. Im Jahre 1971, kurz bevor das Gebäude abgerissen wurde, spürten die Arbeiter, daß »sich etwas in einem der alten Flure aufhielt.«

Unabhängig davon, ob eine Erscheinung schwächer wird oder über Jahrhunderte hinweg deutlich bleibt, können wir ihre Tätigkeit gewöhnlich erklären, ohne vorauszusetzen, daß sie von der überlebenden Seele des Menschen, den sie repräsentiert, geleitet wird. F. W. H. Myers, der beträchtliche Mühe auf das Studium der Überlebensfrage verwandte, war darauf bedacht, seine Schlüsse nicht durch persönliche Wünsche beeinflussen zu lassen. In seinem Buch *Human Personality and its Survival of Bodily Death (Die menschliche Persönlichkeit und ihr Überleben nach dem körperlichen Tod)* definiert er einen Geist als »eine Manifestation fortdauernder persönlicher Energie oder . . . ein Anzeichen dafür, daß nach dem Tode irgendeine Kraft ausgeübt wird, die irgendwie mit dem Verstorbenen in Verbindung steht«. Er fügt hinzu, daß »diese Kraft oder dieser Einfluß, der nach dem Tode eines Menschen einen schemenhaften Eindruck von ihm schafft, vielleicht nicht auf weitere Aktionen seinerseits hindeutet, sondern ein Überrest der Kraft oder Energie sein kann, die er zu Lebzeiten erzeugte«. Myers' Hypothese stimmt im Grundsatz mit H. H. Price' Vermutung überein, daß einem psychischen Äther geistige Bilder eingeprägt würden.

Doch Myers und andere ernsthafte Parapsychologen sind gelegentlich auf Fälle gestoßen, die starke Hinweise darauf liefern, daß eine nach dem Tode auftretende Erscheinung mehr als der Rest eines verloschenen Bewußtseins sein könnte. »Hinter jedem Geist könnte sich ein bewußter Urheber verbergen«, meint Lyall Watson. Watson ist nicht völlig von der Wahrscheinlichkeit des Überlebens überzeugt, aber in der *Romeo-Irrtum* zitiert er einen in diesem Zusammenhang interessanten Fall:

»James Chaffin aus North Carolina starb im Jahre 1921 und vererbte seinen ganzen Besitz einem seiner vier Söhne, der selbst ein Jahr später umkam, ohne ein Testament hinterlassen zu haben. Im Jahre 1925 erschien dem zweiten Sohn der mit einem schwarzen Mantel bekleidete Geist seines Vaters und teilte ihm mit: »Du wirst mein Testament in meiner Manteltasche finden.« Der Mantel wurde untersucht, und man fand eine Papierrolle, die in das Futter eingenäht war. Sie enthielt die Anweisung, das 27. Kapitel des 1. Buches Mose in der Familienbibel zu lesen. Dort entdeckte man ein später abgefaßtes Testament, das den Besitz gleichmäßig zwischen allen vier Söhnen aufteilte.«

Der Fall des Mechanikers, der offenbar durch einen seit zwanzig Jahren toten Menschen gerettet wurde, unterstützt ebenfalls die Überlebenstheorie. Die Möglichkeit, daß der Mann im Moment seines tragischen Todes einen psychischen Eindruck von sich selbst an dieser Stelle hinterließ, erklärt nicht, wie sein Bild physisch einschreiten konnte, als die Umstände es verlangten. Wenn wir annehmen, daß der Gefährdete zufällig das latente Bild des Toten

wahrnahm, gleichzeitig im Unterbewußtsein die Gefahr verspürte, ohne sie zu erkennen, und dann seine unterbewußte Furcht in die rein subjektive Halluzination eines Armes umwandelte, der ihn aus dem Weg stieß, ergibt sich eine höchst umständliche und ungläubhafte Erklärung. Manche würden sie für unwahrscheinlicher halten als die Vorstellung, daß sich der Geist eines Toten als Abbild seines Körpers und als psychokinetische Kraft manifestierte. Natürlich ist nicht auszuschließen, daß sowohl das Bild als auch die Kraft von einem lebenden Arbeiter ausgingen. Wie sooft ist dieser Fall nicht eindeutig.

Zweifellos wird man viele ähnliche Fälle sammeln und analysieren, bevor die Wissenschaft eine Theorie aufstellen kann, die alle von Menschen wahrgenommenen geisterhaften Erscheinungen zufriedenstellend erklärt. Parapsychologische Untersuchungen stellen eines der faszinierendsten Forschungsgebiete dar. Unabhängig davon, ob wir die Überlebensfrage je lösen können, werden wir wahrscheinlich in der nahen Zukunft — dank den Bemühungen der Geisterjäger — über ein besseres Verständnis unserer eigenen Wahrnehmung und unserer verborgenen psychischen Kräfte verfügen.

NACHWEIS DER ABBILDUNGEN

7: Radio Times Hulton Picture Library, 12: Aldus Archives, 13: Radio Times Hulton Picture Library, 15: United Press International Inc., New York, 16, 17: Radio Times Hulton Picture Library, 19: Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz, 21: Syndication International Ltd., London, 25: Mary Evans Picture Library, 29: Aldus Archives, 33: Photo Rev. R. S. C. Blance, 43(o): Glerie Janette Ostier, Paris/Photo I.-L. Charmet, 34(u): Robert Estall, 35: Keystone, 36: Reproduced by permission of the Syndics of the Fitzwillian, 39(o): Robert Estall, 39(u): Photo I.-L. Charmet, Paris, 40(o): Imperial War Museum, London Courtesy Manfred Rommel, 40(u): Historical Picture Service, Brentwood, 41(u): Radio Times Hulton Picture Library, 41(o): Roger-Violet, 43(o): Copyright Reserved, 43(u): Photo Roy Gasson © Aldus Books, 45(o): Picture Point, London, 45(u), 46: John Marmaras/Daily Telegraph Colour Library, 49: Keystone, 50: Tranworld, 51: Musée du Louvre, Paris/Photo Bulloz, 53(o): Mary Evans Picture Library, 53(u): United Press International Inc., New York, 59: Radio Times Hulton Picture Library, 61: Picture Point, London, 62: Robert Estall, 63: Michael Holford Library Photo, 64: Robert Estall, 66(u): Mary Evans Picture Library, 66(o), 67: Radio Times Hulton Picture Library, 70: The Bettman Archive, 77: Harry Price Library, University of London, 80: Chris Thornton, 85(o): Popperfoto, 85(u): Keystone, 88: Psychic News, 92: United Press International Inc., New York, 93: Mary Evans Picture Library, 94(o): John Cutten, 94(u): A. D. Cornell, 98, 99: Radio Times Hulton Picture Library, 103: Robert Estall, 104: John Marmaras, Daily Telegraph Colour Library, 105: Robert Estall, 107: Harry Price Library, University of London, 108: Radio Times Hulton Picture Library, 111: John Marmaras/Daily Telegraph Colour Library, 112: Popperfoto, 113, 115: Harry Price Library, University of London, 116, 117: Radio Times Hulton Picture Library, 120(o): Harry Price Library, University of London, 120(u): Psychic News, 122: John Marmaras, Daily Telegraph Colour Library, 123(o): Picturepoint, London, 123(u): British Museum/Photo John Webb © Aldus Books, 125: Photo © Peter Underwood, The Ghost Club and the Rev. R. W. Hardy, 126(o): Photo Yorkshire Post Newspapers, 126(u): Robert Estall, 128: Photo J.-L. Charmet, 129: Rex Features Ltd., 134: W. G. Davis, 135: Radio Times Hulton Picture Library, 138, 139(o): Society for Psychical Research, London, 139(u): John Cutten, 141(o): Aldus Archives, 141(u): Radio Times Hulton Picture Library, 142: Raymond Price Library, University of London, 149: United Press International Inc., New York

Raymond Chandler

Professor Bingos Schnupfpulver/ Die Bronzetür

Zwei unheimliche Geschichten

Ullstein Buch 3199



ein Ullstein Buch

Zwei phantastische Geschichten, die sich wesentlich von Chandlers Detektiv-Stories unterscheiden, ihnen an Spannung und erzählerischer Intensität jedoch in keiner Weise nachstehen. Professor Bingos Schnupfpulver macht den, der davon schnupft, für unbestimmte Zeit unsichtbar. Die Bronzetür läßt jeden, der durch sie hindurchgeht, für alle Zeiten verschwinden. Welch prächtiges Requisit für verbrecherische Manipulationen...

Oscar Wilde

Werke

Band 1
Ullstein Buch 3210

Band 2
Ullstein Buch 3211

Band 1 und 2 in Kassette
Ullstein Buch 3231

Inhalt Band 1:
Gedichte in Prosa — Märchen
— »Das Bildnis des Dorian
Gray« — »Das Gespenst von
Canterbury« — »Die Sphinx
ohne Geheimnis« — Versuche
und Aphorismen (sechs
Essays) — »Maximen zur
Belehrung der Über-Gebil-
deten«.

Inhalt Band 2:
Theaterstücke: »Bunbury«,
»Lady Windermers Fächer«,
»Eine Frau ohne Bedeutung«,
»Ein idealer Gatte«, »Die
heilige Hure«, »Salome« —
Briefe — »Die Ballade vom
Zuchthaus zu Reading« —
Essay von Rainer Gruenter:
»Versuch über Oscar Wilde«.



ein Ullstein Buch

Daniel Farson

Vampire und andere Monster

Aus der Reihe
»Die Welt des Übersinnlichen«

Ullstein Buch 3505



ein Ullstein Buch

Worauf beruht der erstaunlich weitverbreitete Glaube an Vampire — jene schaurigen Geschöpfe, die sich aus dem Grabe erheben, um das Blut der Lebenden zu saugen? Wie entstand der Glaube an die Zombies, die lebenden Toten, die Haiti unsicher zu machen scheinen, oder an den Werwolf, der — halb Mensch, halb Wolf — seine Opfer wie ein wildes Tier zerreißt? Wurde China tatsächlich von einer Rasse von Riesen bewohnt? Aus welchem dunklen Winkel seines eigenen Unbewußtseins schöpft der Mensch diese fürchterlichen und langlebigen Bilder? Die Fragen, die Farson stellt, sind reizvoll und verwirrend; seine Antworten sind oft überraschend. Denn selbst heute noch ist die Welt ein furchterregender Ort — und in der Finsternis lauert ein Raubtier in Menschengestalt . . .

Stuart Holroyd

Zaubersprüche und Zahlenmagie

Aus der Reihe
»Die Welt des Übersinnlichen«

Ullstein Buch 3518

Die meisten von uns würden gerne Macht besitzen — die Macht, das zu erlangen, was wir uns wünschen — Macht, zu tun, was wir wollen — sogar Macht über andere. Über Jahrhunderte hinweg haben Männer und Frauen solche Macht in den Ritualen und Formeln der Magie gesucht. Einige haben sich der alten Weisheit der Kabbala zugewendet; einige haben nach verborgener Bedeutung in Wörtern gesucht; andere haben geglaubt, daß Zahlen den Schlüssel enthalten. Aber sie alle haben versucht, die geheimnisvolle Welt, in der wir leben, zu verstehen und zu beeinflussen. Ihre Suche ist eine faszinierende, und noch immer existieren — oft fragmentische — Aufzeichnungen, die andeuten, was sie entdeckten und welche Kräfte ihnen zu beherrschen gelang. Jedoch bleibt eine quälende Frage: gibt es Gesetze, andere als die vertrauten Naturgesetze, die von Menschen gebraucht werden können, um besondere und bemerkenswerte Fähigkeiten zu erwerben?

Sir Arthur
Conan Doyle

Im Zeichen der Vier

Ullstein Buch 2744

Schon seit vier Jahren war Captain Morstan in London spurlos verschwunden, als sein einziger Freund, den er in der Riesenstadt hatte, Major Sholto, starb. Unter undurchsichtigen Umständen. Nahm der Major ein Geheimnis mit ins Grab? — Vier Wochen später erhält Morstans Tochter Mary ein Päckchen. Es enthält eine ausgesuchte schöne, kostbare Perle — Absender unbekannt. Dasselbe wiederholt sich im nächsten Jahr und in den darauffolgenden, immer am gleichen Tag. Insgesamt sechsmal kommt ein solches Päckchen, immer mit dem gleichen Inhalt — immer Absender unbekannt. Doch dann trifft ein Brief ein, der sie auffordert, sich zu bestimmter Stunde an einem bestimmten Ort einzufinden. Sie folgt der Aufforderung, aber sie geht nicht allein: Sherlock Holmes und Dr. Watson sind mit von der Partie . . . Ein typischer Conan Doyle, voller Spannung, überraschender Verwicklungen, irreführender Spuren und mit einer ebenso überraschenden wie brillanten Lösung.



ein Ullstein Buch



ein Ullstein Buch

Sir Arthur
Conan Doyle

Die brasilianische Katze

Ullstein Buch 2779



ein Ullstein Buch

Marshall King ist zwar Erbanwärter auf den Titel und den großen Reichtum seines Onkels, Lord Southerton, aber er führt, von Schulden belastet und Gläubigern bedrängt, eine ärmliche Existenz. Um so willkommener ist ihm eine Einladung seines Vetters Everard, der nach einem abenteuerlichen Leben in Brasilien in Suffolk einen ansehnlichen Landsitz erworben hat. Schon bei der ersten Begegnung zeigt sich Everard lebenswürdig, aufgeschlossen, verständnisvoll, ja sogar hilfsbereit. Voller Stolz führt Everard den Vetter durch den Besitz, die Privatmenagerie mit einer Fülle exotischer Tiere, deren Krönung »Tommy«, die brasilianische Katze ist, eine riesige tiefschwarze Bestie, blutrünstig und abstoßend, der keiner außer Everard nahe zu kommen wagt. Doch in krassem Gegensatz zu Everards Herzlichkeit steht das Verhalten seiner Frau. Vom ersten Augenblick an begegnet sie Marshall voll kalter Abneigung, ja unverhohlenem Haß und tut alles, um den offensichtlich unerwünschten Gast so schnell wie möglich zu vertreiben. Ratlos steht Marshall diesem unerklärlichen Verhalten gegenüber, bis eine unerwartete Begegnung mit der brasilianischen Katze und die grauenhaften Erlebnisse einer Nacht voll tödlicher Gefahr ihn die wahren Zusammenhänge durchschauen lassen.

Sir Arthur
Conan Doyle

Der Hund von Baskerville

Ullstein Buch 2602



ein Ullstein Buch

Seit Sir Charles' plötzlichem Tod ist die Sage von Hugo Baskervilles schaurigem Ende wieder in aller Mund: Ihn, der sich dem Teufel verschrieb, zerfleischte ein glühäugiger Höllenhund. Zwar starb Sir Charles am Herzschlag, auf der Taxusallee jedoch, wo ihn der Tod ereilte, entdeckte man Spuren, die von den Pfoten eines riesigen Hundes herrührten . . . Sir Henry, der junge Erbe, kann von Glück sagen, daß er Sherlock Holmes zu Rate zog. Die verdächtigen Vorkommnisse auf dem düsteren Landgut der Baskervilles sowie das sonderbare Verhalten einer Reihe der dort zu den Beschäftigten zählenden Personen bringen den Meisterdetektiv auf die richtige Fährte und in letzter Minute dorthin, wo sich der Höllenhund bereits anschickt, Sherlock Holmes' Klienten das gleiche Ende zu bereiten wie weiland Hugo Baskerville.

Die Welt des Übersinnlichen

Eine schwarze Kutsche, die von einem kopflosen Kutscher gelenkt wird – reißende Meuten von dämonischen Hunden, die bei Vollmond durch den Himmel jagen – Skelette und Schädel, die durch geheimnisvolle Seufzer, Schreie und Poltergeräusche die Bewohner am Schlafen hindern – alles Lug und Trug? Oder handelt es sich hier um übersinnliche Phänomene, die mit Hilfe der Parapsychologie geklärt werden können? Smyth, der Autor des vorliegenden Buches, geht zur Lösung dieses Problems von zahllosen dokumentierten Begegnungen mit verschiedensten Geistern aus, die er den Untersuchungen der berühmten Gesellschaft für Parapsychologische Forschung entnimmt. Auch der Mensch des 20. Jahrhunderts wird von Geistern keineswegs verschont! Wagen wir es zusammen mit dem Autor und seinen verblüffenden und faszinierenden Lösungen dem Rätsel der Geister auf die gespenstische Spur zu kommen . . .

